Phil
5699

Verſuch

über die

epiſche Dichtkunſt

und

epiſchen Gedichte

aller Nationen.

Aus dem Franzöſiſchen

des

Herrn von Voltaire

überſetzt

von dem

Verfaſſer der Lieder

auf die Siege

von

Krezors, Hochkirch und Maxen.

AUGSBURG,

in der Veithiſchen Handlung.

1765.

Bericht.

Der Ueberſetzer hoffet, bis Oſtern ein epiſch Gedicht in Druck zu geben, worinn er die Regeln, die der Herr von Voltaire in dieſem Verſuche vorgezeichnet hat, an einer Geſchichte, welche keine Feldſchlachten darbietet, zu prüfen Gelegenheit findet.

Phil
2000.887
255
Stadtbibliothek Augsburg

Vorbericht
des
Herrn von Voltaire.

Man wird vielleicht wie eine Vermeſſenheit anſehen, daß ich, der bis zu dieſem Tage nur achtzehn Monat in Engelland als ein Fremdling gelebt habe, in einer Sprache zu ſchreiben mich erkühne, wovon ich die ächte Ausſprache noch nicht angewohnt habe, und die ich in dem geſellſchaftlichen Umgange zu verſtehen noch Beſchwerniß finde. Mir dünket, ich thue dermal das, was ich vormal in den Schulen that, da ich in Latein und Griechiſch ſchrieb; denn es iſt gewiß, daß wir das eine und das andere

dere auf eine erbärmliche Weiſe ausſprechen, und außer Stande wären beede Sprachen zu verſtehen, wenn diejenige, aus deren Munde wir ſie hören, die ächte Ausſprache der Römer und Griechen befolgten. Ich betrachte die Sprache Engellands wie eine gelehrte Sprache, die beſonders verdienet von den Franzoſen mit der nämlichen Gefliſſenheit erlernt zu werden, womit die Engelländer ſich um die Kunde der franzöſiſchen bewerben.

Sie zu erlernen bewog mich eine triftige Urſache: Ich achtete es als eine mir obliegende Pflicht: denn ich hab mich anheiſchig gemacht eine Beſchreibung meines Aufenthalts in Engelland zu geben, und bin in Erfüllung dieſes Gelübdes nicht geſinnt den Sorbiere nachzuahmen, welcher nach einem nur drey Monate langen Daſeyn, ohne von den Sitten und der Sprache dieſes Lands die mindeſte Kenntniß zu haben, ſich vermeſſen hat eine Beſchreibung deſſelben in Druck zu geben, die an ſich nichts anders iſt als

eine kahle und erbärmliche Schmähſchrift wider ein Volk, das er nicht kannte.

Die meiſte unſerer europäiſchen Reiſenden reden von denen mit ihrem Vaterlande gränzenden Völkern übel, und verſchwenden auf der andern Seite ungemeine Lobſprüche für die Perſer und Chineſer. Eine Urſache deſſen iſt, weil wir eine natürliche Vorneigung haben, jene Menſchen, die man mit uns in einen Geſichtkreis leicht ſetzen kann, zu erniedrigen, und hingegen jene zu erhöhen, denen die Entlegenheit einen Schutzort wider die Pfeile unſerer Eiferſucht angewieſen hat.

Jedoch der Endzweck einer Reiſebeſchreibung iſt eigentlich die Menſchen belehren, nicht aber ihre Bösartigkeit begünſtigen. Mir dünket, man ſollte in einem Werke von dieſer Gattung ſich vornämlich dahin beeifern, daß man von allen nützlichen Sachen und von allen großen Männern, die das

Land, welches man beſchreibet, je hervorgebracht hat, eine genaue Meldung mache, um unſern Landsleuten eine nie fruchtloſe Kenntniß derenſelben mitzutheilen. Ein in dieſer Abſicht ſchreibende Reiſender iſt einem edeln Handelsmanne zu vergleichen, welcher die koſtbare Talenten und Tugenden fremder Völkerſchaften in ſein Vaterland überbringet.

Andere mögen ihren ganzen Fleiß dahin wenden, um ihrem Leſer eine genaue Schilderung der Pauluskirche oder einen Abriß von Weſtminſter vor das Aug zu legen. Ich betrachte Engelland in einem andern Geſichtspunkte. Ich beſichtige daſſelbe als ein Land, welches einen Newton, einen Locke, einen Tillotſon, einen Milton, einen Boyle und mehr andere ſeltene Männer hervorgebracht hat, die entweder ſchon abgelebt haben, oder noch leben, und deren Glorie theils in der Kriegswiſſenſchaft, theils in den ſchönen Kün-

Künſten verdienet, über die Gränzen dieſer Inſel ſich weit auszudehnen.

Was dieſen Verſuch über die epiſche Dichtkunſt betrifft, muß ich bekennen, daß er nichts anders ſey, als eine Rede, die ich zu einem Vorläufer meiner mit nächſten in Druck ergehenden Henriade beſtimmt habe.

Verzeichniß
der epiſchen Gedichte aller Nationen, die in dieſem Verſuche beſchrieben und beurtheilt ſind.

			Seite.
Homer		aus Griechenland.	11.
Virgil	}	: : Rom.	16.
Lukan	}	: : Rom.	23.
Triſſino		: : Italien.	27.
Camoens		: : Portugal.	30.
Don Alonzo d'Ercilla y Cuniga		: Spanien.	37.
Torquato Taſſo		: : Italien.	46.
Milton		: : Engelland.	64.

Verſuch
über die
epiſche Dichtkunſt
aller Nationen.

Wir zählen in jeder Kunſt einen größern Vorrath von Lehren als Vorbildern: denn die Menſchen haben mehr Trieb andere zu lehren, als Gabe erlernte Dinge zu bewerkſtelligen. Darum iſt die Zahl der Richtern der Dichtkunſt größer als jene der Dichtern; und wie viele auch nur zween Verſe zu verfaſſen unfähige Schriftſteller haben uns mit Abhandlungen von der Dichtkunſt überſchwemmt?

Jedoch alle dieſe Schwätzer haben durch ihre Benennungen und Entſcheidungen nichts anderes bewirket, als über Sachen, die an ſich ſelbſt ſehr klar waren, eine undurchdringbare Dunkelheit zu erbreiten. Es iſt nicht verwunderlich, daß derley Geſetzgeber, zu ſchwach um die Bürde zu tragen, die ſie auf ihre Schultern geladen hatten, jene Berufsſtände mit Verwirrung erfüllet haben, denen Geſetze vorzuſchreiben ſie ſich anmaaßten.

Die meiſte der Dichtrichtern haben die Regeln der epiſchen Dichtkunſt in den Büchern Homers geſchöpft, und durch dieſe That jener Gewohnheit, oder vielmehr jener Schwachheit der Menſchen gefolgt, welche den Anfang einer Kunſt für den Grundſatz der Kunſt ſelbſt anzuſehen pflegen, und nicht ſo viel Urtheilungskraft beſitzen, um ſich zu überzeugen, daß eine Sache weſentlich und in ihrer eignen Natur das ſeye und bleibe, was ſie an ihrem Erfindungstage war.

Gleichwie aber Homer zwey Heldengedichte von unterſchiedener Gattung verfaßt hat, und gleichwie die Eneide etwas von der Iliade und etwas von der Odyſſee an ſich hat, ſo ſind die Grübler der Dichtkunſt gezwungen geweſen, verſchiedene Regeln zu ſtiften, um Homer mit ſeinen eigenen Werken zu berichtigen, und haben hiernach andere Regeln erdenken müſſen, um Virgil mit dem griechiſchen Dichter einſtimmig zu machen. Ihre Mühe hierin war jener der Sternſehern ähnlich, welche um ihre Lehrgebäude zu ordnen ſich in dem Nothſtande befanden entweder Zuſätze oder Abſchnitte zu machen, und ſich nach Maaßgab der neuen an dem Himmel erblickten Bewegungen in die concentriſche oder excentriſche Zirkel zu ſtürzen.

Nichts auf dieſer Welt verdienet mehr Entſchuldigung als die Unwiſſenheit der Sternſehern, und nichts verdienet mehr Lob als ihre Forſchungen über den unbegreiflichen Bau der Natur, weil es gewiß iſt, daß ſeine Grundregeln unveränderlich, und unſerer Einſicht ſo würdig als von unſerm Begriffe entfernet ſind.

Es iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen der Erfindung der Künſten und den Werken der Natur. Die nämliche Einbildungskraft, von welcher die Dichtkunſt iſt erfunden worden, änderet von Tag zu Tag die Bil-

dung ihrer Werken, weil ſie ſelbſt ewigen Aenderungen unterwürfig iſt.

Die Dicht- und Tonkunſt der Perſen iſt von der unſern ſo unterſchieden, wie ihre Sprache. Ja eine Nation iſt nach dem Verfluſſe eines Jahrhunderts ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich. Die Künſte erleiden nicht weniger Aenderungen als die Staaten. Sie entfliehen, umwenden, und entziehen ſich unſerer Verfolgung ſo gar in dem Zeitpunkte, da wir unſere Kräfte anſtrecken um ſie durch Regeln und Grundſätze zu heften. Sehen wir deſſen ein Beweißthum! Will ich die Naturbeſtimmung eines Kleids erklären, muß ich nicht von deſſen vielen Gattungen eine oder die andere beſonders beſchreiben. Weder das griechiſche, weder das römiſche oder das franzöſiſche Kleid müſſen zum Urbilde vorgeſtellt werden. Ein Kleid iſt das, was den Leib zu decken dient. Siehe! dieß allein iſt ihm weſentlich. Aller Ueberreſt muß als eine zugiebige Verzierung und zwar als eine ſolche angeſehen werden, die der Eigenſinn und die Mode erſchaffen, erhalten, und nach ihrem Willen zernichten. Auch jener Brauch, der uns ſcheinet der beſte zu ſeyn, muß nicht eine Bewegurſache werden andere Bräuche auszuſchließen.

Vielleicht verhält es ſich eben ſo mit der epiſchen Dichtkunſt. Das Wort: Epiſch ſtammet ab von jenem Epos, welches in griechiſcher Sprache eine Rede heiſſet, weil ein epiſches Gedicht nichts anders als eine Rede in Verſen iſt. Der Brauch hat dieſen Namen jenen Gedichten eigens geheiligt, welche eine große That zum Gegenſtande wählen und erzählen. Es ſeye die Handlung einfach oder verflochten: Sie geſchehe an einem Orte, wie die Jliade, oder der Held durchwandere eine Strecke vieler Länder, wie in der Odyſſee: Es ſeye nur ein Held oder mehr Helden: Der Held ſeye glücklich oder unglücklich: Wütend wie Achilles, oder

fromm wie Eneas: Er ſeye ein König oder Heersfürſt, oder er habe, wenn man will, weder jene Würde, weder dieſes Amt: Man ſetze den Auftritt auf das Meer von Indien, wie Camoens in ſeiner Luſiade that, oder auf den feſten Boden Weſtindiens, wie Alonzo d'Ercilla in ſeinem Gedichte Araucana betitelt: Oder man verſetze ihn in die Hölle, in den Himmel, außer den Gränzen unſerer Natur, wie Milton, ſo wird dannoch das Gedicht den Zunamen epiſch verdienen, es ſeye denn, daß uns ſelbſt beliebe ihm einen andern Namen zu geben.

Auf einer ſo weiten Laufbahne iſt der Punkt der Frage und der Beſchwerniß an dem, daß man erkenne, was in Betreff dieſes Gegenſtands den Geſchmack aller geſitteten Nationen in ſich vereinige, und in was die eine mit der andern nicht einſtimmig ſey.

Das epiſche Gedicht muß von der Urtheilungskraft erſchaffen, und von der Einbildungskrafft verſchönert werden. Nun, was die erſte, als das Werkzeug geſunder Sinnen über die epiſche Dichtkunſt beſtimmet, iſt allen Nationen des Erdreichs gemein. Die Griechen, die Römer, die Italier, die Franzoſen, die Engelländer, die Spanier ſagen uns in allen ihren Werken, daß ſie vor allen Dingen die Einzelheit der Handlung erheiſchen, weil der menſchliche Begriff eines fühlbareren Vergnügens genießet, wenn er bey einem einzigen Gegenſtande, der ſeinen Blicken bequemet iſt, ſtehen kann, und weil er einen ſolchen leichter faſſet, als da er in einer Vermiſchung vieler Gegenſtänden umherſchwärmen muß.

Sie ſagen uns, daß dieſe Einzelheit durch den Unterſchied ihre Bildung empfangen müſſe, wie der Leib ſeine Bildung durch Glieder hat, wovon das eine dem andern unähnlich iſt. Sie ſetzen noch hinzu, daß die

That groß ſeyn müſſe, um uns durch Ehrfurcht zu treffen: Einnehmend, weil wir ein Wohlgefallen haben bewegt und angezogen zu werden: Ganz, daß an der Gnugthuung, die unſer Geiſt erwartet, nichts ermangle.

Dieſe und einige andere derley Lehrſätze ſind einigermaaßen ewige Geſetze, denen alle Nationen ſich unterbogen haben, weil die Natur ſelbſt ſolche vorzugeben geſorgt hat. Das Wunderbare, die Epiſoden, ja auch der Stil und alles das, was aus jenem Triebe herkommet, den man Geſchmack nennet, oder was von dem Zwange des Gebrauchs auferlegt wird, ſind die Punkte, bey deren Betrachtung die Gemüther von dem allgemeinen Gedanken abweichen, verſchieden urtheilen und keine beſtimmte Regel kennen.

Es iſt unwiderſprechlich, daß einige Schönheiten ſeyn, die dem Geſchmacke aller Nationen gemäß ſind. So hat Europa einige Schriftſteller zu Urbildern der Nachahmung gewählt. Homer, Demoſthen, Virgil und Cicero haben, ſo zu ſagen, unter ihren Geſetzen alle Nationen, denen ſie bekannt ſind, vereinigt, und gleichſam ſo viele unterſchiedene Länder in eine Republik verwandelt. Aber unſere beſondere Bräuche haben zu gleicher Zeit eine Art von Geſchmack eingeführt, der eine jede Nation unterſcheidet.

Wir ſehen in dieſem Weltalter, daß die beſte deren Schriftſtellern den Geſchmack ihres Lands mit dem Geſchmacke der Alten vereinbaren, und berichtigen. Ihre Blumen und Früchte von der nämlichen Sonne gewärmt und gezeitigt entborgen dannoch von dem Boden, auf welchem ſie wachſen, ihre unterſcheidende Farben, Geruch und andere Eigenſchaften. Man unterſcheidet durch die Schreibart einen ſpaniſchen, italiſchen oder engelländiſchen Schriftſteller ſo leicht, als man an ſei-

ner Leibsführung, an ſeiner Sprache, an ſeinem Wuchſe und an ſeinen Geſichtszügen kennet, in welchem Lande er gebohren ſey. Die weiche Ausdrücke der Italier, ihre Erhebungen, die ſo oft in einen falſchen Glanz entarten; der prächtige und geblümte Stil der Spanier; die zierliche Gemeſſenheit, Kürze und Klarheit der Franzoſen; die den Engelländern nur eigene Ausdrückungsſtärke; ihre Vorneigung zur geblümten Rede und zur Gleichniß ſind ſo viel unterſchiedene Eigenſchaften, und unterſcheidende Gemüthszeichen, die dem Auge der Kennern ſich nie verhöhlen können.

In dem Unterſchiede dieſer Gemüthszeichen und Eigenſchaften muß man die Quelle des Abſcheus und der Verachtung ſuchen, die eine jede Nation wider den Geſchmack benachbarter Völker äußeret. Eben dieſer Unterſchied veranlaſſet, daß jene Feldſchlacht, die die Engel in Miltons Gedichte ſich einander liefern, in Frankreich verachtet wäre, und daß auf der engelländiſchen Schaubühne die edle aber ausgedehnte Rede des Cinna und Auguſt in Corneils Trauerſpielen misfallen würde.

Folgende Strophe des Taſſo ziehet in Italien die Bewunderung aller Leſern an ſich. Sie klebet in dem Gedächtniſſe aller Bewohnern dieſes Landes, und iſt in dem Munde aller Menſchen, die deſſen Sprache reden.

Colei Sofronia, Olindo egli s'appella
D'una cittade entrambi, & d'una fede.
Ei che modeſto e ſi, com' eſſa è bella,
Brama aſſai, poco ſpera, & nulla chiede.
Nè ſa ſcoprirſi, o non ardiſce, & ella
O lo ſprezza, o no'l' vede, o non s'avede.

Coſi

Coſi fin' hora il miſero hà ſervito
O non viſto, o mal noto, o mal gradito.

„ Ihr Name iſt Sophronie, der ſeinige Olindo.
„ Sie ſind von einer Stadt und von einem Glauben.
„ Er, der ſo ſittſam als ſie ſchön iſt, verlanget viel,
„ hofft wenig, und begehrt nichts. Er weis ſeine
„ Liebe nicht zu äußern, oder er iſt nicht genug
„ kühn dazu: Und ſie verachtet ihn entweder, oder er-
„ blickt ihn nicht, oder merkt nicht ſeine Liebe.
„ So hat dieſer unglückliche Buhler ſeiner Gelieb-
„ ten bisher gedient entweder ungeſehen, oder übel ge-
„ kennt, oder übel belohnt.

In dieſen Verſen iſt nichts, was den geſunden Sinn verletzt. Jedoch die übertriebene Wahl der Worte, die gezwungene Eintheilung der Ausdrücken, jener Gedanke, der ſich ſo künſtlich auf ſeiner eignen Spitze herumtreibet, wären meines Erachtens dem Geſchmacke eines engelländiſchen oder franzöſiſchen Schriftſtellers zuwider, welcher an einem epiſchen Gedichte eine ernſthaftere und mehr majeſtätiſche Ungezwungenheit erheiſchet.

Von einigen Stellen Miltons, die einen franzöſiſchen Leſer ſtoßen würden, ſey mir erlaubt eine anzuführen, die in Engelland mehr Vertheidiger als Ankläger findet. Man erblickt ſie in dem erſten Geſange.

At once as far as Angels ken, he view
The diſmal ſituation waſte and wild.

 A Dun-

A Dungeon horrible. On al ſides round
As one great furnace fleam'd; Yet from thoſe flames
No light, but rather a darkneſs viſible
Serv'd only to diſcover ſights of woe.

„ So fern als des Engels Aug ſeine Blicke ſchießen „ konnte, ſahe er die traurige Lage dieſes wüſten und „ wilden Orts. Eine ſchreckbare Höhle von allen „ Seiten, wie ein großer Ofen flammend. Doch „ dieſe Flammen erregten nicht das mindeſte Licht, „ ſondern vielmehr ſichtbare Finſternißen, die zu „ nichts andern dienten als den Abſcheu dieſes „ Wohnſitzes zu entdecken.

Anton von Solis hat in ſeiner vortrefflichen Geſchichte von Mexico den nämlichen Gedanken zu äußern ſich erkühnet, da er von dem Platze redet, wo Montezuma ſeine Götzen Rath zu fragen pflegte.

„ Da war, ſagt er, eine breite und lange unterirdi„ſche Höhle, in welcher einige traurige Fackeln nur „ ſo viel Licht erbreiteten, als nöthig war um die „ Dunkelheit zu erblicken.

Ein franzöſiſcher Schriftrichter würde ſo kühne Gedanken ausſchweifend nennen, dahingegen ein Engelländer die Gemeſſenheit des Franzoſen mit dem Namen einer Furchtſamkeit belegen würde. Hat denn einerſeits der gröſte Dichter in Engelland, und andererſeits der berühmteſte Geſchichtſchreiber in Spanien ſich ohne Bedenken derley Freyheiten verziehen, die dem ſtrotzenden Schwulſte, dem, was man Phebus nennet, ſich ſo ſehr nähe-

nähern, ſo folget wenigſtens hieraus, daß in beeden Ländern die Schriftſteller mehr Freyheit als in Frankreich haben. Es wäre unnütz andere Beyſpiele aufzubringen, um zu beweiſen, daß jede Nation ihren beſondern Geſchmack habe.

Wollen wir (dieß alles vorausgeſetzt) eine ausgemachte Kenntniß von der epiſchen Dichtkunſt haben, ſo müſſen wir nur auf alle verſchiedene Gedichte dieſer Gattung, welche in verſchiedenen Jahrhunderten und in verſchiedenen Ländern erſchienen ſind, unſere Augen heften.

Es iſt mit dem nicht genug, daß man Virgil und Homer kenne; Ein Menſch, der nur die Schriften des Sophocles und Euripides geleſen hat, kann nicht ein vollkommenes Vorbild von der Schaubühne haben. Wir müſſen die Bewunderer alter Schriftſteller, aber nicht ihre Sklaven ſeyn. Wir reden nicht die nämliche Sprache. Die Religion (dieſe Grundſtütze des Heldengedichts) iſt heut zu Tage nicht mehr das, was ſie vormals war. Unſere Belagerungsweiſe, unſere Feldſchlachten, unſere Kriegsheere zu Waſſer und Land ſind von den ihrigen mehr unterſchieden, als unſer Betragen in dem geſellſchaftlichen Umgange von jenem der Amerikaner. Die Erfindung des Schießpulvers, der Magnetnadel und der Buchdruckerey, ſo viele andere neu entdeckte Künſte haben das Geſicht der Erde geändert. Ein mit ſo vielen neuen Gegenſtänden umgebener Dichter, der ohne Hülfe der Nachahmung ein Urſchöpfer eines Werks zu werden ſich nicht zutrauet, und nichts erfindet, muß warlich einen ſehr beſchränkten Geiſt haben.

Wir ſenden unſere Kinder in fremde Lande. Sie reiſen, nachdem ſie Homern und Virgil in den Schulen geleſen haben. Würde es ihnen einen Zeitverluſt

verurſachen, wenn man ihnen in Engelland eine vollkommene Kenntniß des Milton und in Italien des Taſſo gäbe. Wo kann man Denkmaale finden, die der Achtſamkeit eines Reiſenden würdiger wären?

Die Ehrfurcht, die wir den Schriftſtellern alter Zeiten ſchuldig ſind, entartet in einen Aberglaube, wenn ſie uns ſo weit treibet, daß wir unſere Nachbaren und Landsleute verachten. Es ſey ferne von uns, daß wir der Natur die Schmach anfügen, unſere Augen bey dem Anblicke ſo vieler Schönheiten, womit ſie uns umgiebt, zu verſchließen, um ſie nur bey dem Funde der Werken des Alterthums zu öffnen.

Fürwahr es iſt dem menſchlichen Geiſte ſo angenehm als vortheilhaft, alle Verfaſſer epiſcher Gedichten von den Zeiten Homers bis zu den Tagen Miltons in ihrem eignen Lande zu betrachten, und ſo wohl die Züge als Kleidungen, wodurch dieſe unvergleichliche Männer ſich von einander unterſcheiden, zu beobachten. Ich vermeſſe mich nicht dieſe wichtige Abhandlung bis zu ihrem Grunde zu bearbeiten. Ein ſolches Unternehmen überſteiget meine Kräfte. Ich werde mich begnügen die erſte Züge des Entwurfs zu zeichnen. Einer geſchicklichern Hand gebührt es die Schilderung zu vollbringen.

Ein Leſer von geſunder Urtheilungskraft wird durch ſein Nachdenken meine ſchwache Vorbilder ſtärken können. Mir lieget ob vorzutragen, ihm gebühret zu urtheilen. Jedoch er meide alle Partheylichkeit. Er entſchlage ſich aller in den Schulen eingeſogener Vorurtheilen. Er mäßige die allzugroße Vorneigung für Werke ſeines Vaterlands. So wird er den Wachsthum, den Umſturz und die Wiedererſtehung einer Kunſt betrachten, und ihr in ihren verſchiedenen Ständen auf dem Fuße folgen. Er wird die Schönheiten von den Män-

Mängeln, welche Schönheiten und Mängel in allen Ländern und Jahrhunderten ſind, von jenen zweydeutigen Schönheiten zu unterſcheiden wiſſen, die von einer Nation verachtet, und von der andern bewundert werden. Er wird ſich weder von dem Ariſtoteles, noch von dem Caſtelvetro, Le Boſſu und Dacier meiſtern laſſen, ſondern, da er nur die Vernunft zu Rath ziehend von ſeinem geſunden Sinne allein ſich wird führen laſſen, wird er ſelbſt Richter ſeyn zwiſchen den Gedichten des Homer und jenen des Milton, zwiſchen der Calypſo, Dido, Armide und Eva.

Wird nun mein Leſer die Billigkeit haben auf die verſchiedene Zeiten, in welchen jeglicher von dieſen Dichtern geſchrieben hat, merkſam zu ſeyn, bitte ich ihn auch für dieſen Verſuch einige Nachſicht zu haben, und die unterlaufende Fehler einem Schriftſteller zu verzeihen, der die engelländiſche Sprache nur ein wenig ſeit einem Jahre kennet, der den größten Theil ſeiner Beobachtungen aus engelländiſchen Büchern gezogen hat, und der bey einer ſo verehrungswürdigen Nation einen Theil des Danks, den er ihr ſchuldig iſt, zu erſtatten wünſchet. Hört ja mit Vergnügen eine Nährmutter das Lallen eines Kindes, welches mit Mühe ſeine erſten Gedanken ihr mittheilet.

Homer.

Es iſt überflüſſig, daß man ſich über Homer und Virgil vornemlich in Engelland äußere, wo man kaum einen Edelmann findet, dem die lateiniſch- und griechiſche Sprache unbewußt wäre, und wo jene, die Homern in ſeiner Urſchrift zu leſen nicht fähig ſind, die von Herrn

Po-

Pope verfaßte Ueberſetzung leſen, und in derſelben das Feuer dieſes Vaters der Dichtern gleichſam in einem geſchliffenen und treuen Spiegel entworfen erblicken können. Nicht die mindeſte deren Schönheiten Homers iſt in dieſer ſchönen Ueberſetzung verlohren, und der größte Theil ſeiner Fehlern darinn entweder gebeſſert oder gemindert.

Ein jeder Leſer, da er Homern lieſet, prüfe ſich ſelbſt, und beobachte die Wirkung, die dieſer Dichter an ſeinem Geiſte machet: Alsdann wird er urtheilen, ob Homer die Vollkommenheit der Kunſt in einer andern Sache als in der Weiſe lebhaft und mit Stärke zu ſchildern erreicht habe. Dieß iſt ſeine beſondere Eigenſchaft. Dieß iſt ſein beſonderer Verdienſt.

Ungeachtet der billigen Verehrung, die man für Homern hat, iſt es gnug erſtaunlich, daß von der Zahl der gelehrteſten und eifrigſten Bewunderern des Alterthums man kaum einen finde, der die Iliade mit der nämlichen Begierde und mit der nämlichen Art des Vergnügens geleſen habe, womit das ſchöne Geſchlecht die Zaide lieſet. Was die gemeine Gattung der Leſer anbelangt, welche zwar mit den ſchönen Künſten weniger Gemeinſchaft, jedoch vielleicht eben ſo viel Geiſt und eben ſo geſunde Sinne haben, deren ſind wenige, die die ganze Iliade in einer guten Ueberſetzung haben leſen können, ohne dabey einen Anfall des Eckels oder der Müde zu fühlen. Viele davon haben ſo gar ſie zu leſen bey dem Ende des vierten oder fünften Buchs aufgehört. Wie kann es denn geſchehen, daß Homer ſo viele Bewunderer und ſo wenig Leſer habe? Wie geſchiehet es, daß er zugleich angebetet und vernachläßigt werde?

Ich will verſuchen, ob es möglich ſey dieſen Wunderknoten aufzulöſen. Der meiſte Theil Menſchen ſind mehr von dem Ruhme Homers geblendet, als von dem

Werthe

Werthe ſeiner Werken gerührt. Perſonen mit ſtarker Urtheilungskraft begabt bewundern ohne Zweifel die fruchtbare Einbildungskraft dieſes großen Dichters: Aber wenige von ihnen ſind, die über das Vorurtheil gnug erhoben wären, um bey der Leſung Homers in die entfernte Zeiten zurück zu treten, und gleichſam in das Jahrhundert, da Homer lebte, ſich zu verſetzen. Der geſunde Sinn beweget ſie zwar dahin, daß ſie für die Sitten des Alterthums Nachſicht haben. Jedoch er kann ſie nicht bewegen, daß ihr Geſchmack die in den Werken Homers geſchilderte Sitten gut heiſſe. Die Straalen ſeines Lichts treffen ihr Aug von gar zu großer Ferne um daran etwas anderes als einen ſchwachen und dunkeln Demmerungsſchein ohne die mindeſte Wärme zu bewirken. Wir ſind hierinn jenen alten Männern ähnlich, wovon der Rath Priams beſetzt war. Sie bewunderten die Schönheit der Helene ohne bey ſich für ſie eine Regung zu fühlen.

Eine andere Urſache unſeres Eckels iſt jene Gleichförmigkeit die in den Werken Homers herrſchet. In drey Viertheilen der Iliade wird von nichts als Feldſchlachten geredet. Dieſe herrſchende Farbe ermüdet und ſtoßet einen Leſer, der von dem Unterſchied der Tünkung und des Schattens als zween nur den feinen Augen kennbarer Sachen mittelmäßig gerührt iſt.

Niemand widerſpricht, daß die Iliade zu lang ſey: Aber iſt denn ein epiſches Gedicht bekannt, dem dieſer Fehler nicht anklebe. Das epiſche Gedicht iſt eine Frucht der ſtarken Einbildungskraft; und eine ſtarke Einbildungskraft iſt der Gefahr unterwürfig ſich zu ergießen.

Ich will nicht von all jenem Streitgetümmel reden, welches die Feinde Homers über einige Stellen ſeiner Iliade erregt haben, die zwar ein Gegenſtand unſerer Misbilligung ſeyn können, die aber dennoch nicht ſo

fehler-

fehlerhaft ſind, daß ſie verdienen durchaus ſchlecht genennt zu werden. Seine Götter ſind vielleicht zugleich geſchmacklos, und lächerlich. Sie ergetzen aber dennoch den Leſer ſo ſehr als es die Ausſchweifungen des Arioſt zu thun fähig ſind, die an unſerm Geiſte eine Art der Entzückung bewirken. Was ſeine übrige Fehler anbelangt, kann man ſagen, daß die Majeſtät und das Feuer ſeiner Ausdrücken ſie oft in Schönheiten verwandeln.

Jenes aber, was am meiſten den Langmuth verurſacht, womit der Geiſt des Leſers befallen wird, ohne daß die ſchönen Stellen, die er darinn bewundern kann, es hindern mögen, beſtehet darinn, daß Homer uns für keinen ſeiner Helden eine Theilnehmung abzwinge. Das Betragen Achillens iſt zu gewaltſam um von unſerer Zärtlichkeit einen Antheil zu verdienen: Ja, wenn auch ſein Starkmuth und Unerſchrockenheit jene günſtige Vorbereitung von uns an ſich zöge, die von dem Vorbilde einer großen Tapferkeit gemeiniglich verurſacht wird, ſo würde dennoch die Dauer ſeiner müßigen Unthätigkeit eben dieſes Vorbild verſchwinden machen. Der Leſer läſſet Achillen, wo er iſt, und ahmet hierinn den Dichter nach.

Menelas, welcher der vornehmſte Urheber des Kriegs iſt, und an deſſen Geſchicke man den meiſten Antheil nehmen ſollte, iſt fürwahr nicht ein ſolches Bild der Gemüthsart, welches man glänzend nennen könnte. Das Bild ſeines Mitbuhlers Paris iſt verachtungswürdig. Menelas ſpielt in dem Gedichte nur die Role eines Bruders des Agamemnon, und Paris nur jene eines Bruders des Hector. Agamemnon ein König der übrigen Königen ſtoßet durch ſeinen Hochmuth die Leſer, ohne ihnen ein großes Vorbild ſeines Betragens einzuprägen. Ich weis nicht, wie es geſchiehet, daß man für den weiſen Ulyſſes keine Liebe fühle. Die ſchöne Hele-

ne,

ne, eine Urſache ſo vieler Unordnungen und Unglücken iſt ein unweiſes Bild. Man fühlet bey ſich nicht die mindeſte Sorge, auf welcher Seite ſie bleiben wird. Sie ſelbſt ſcheinet in Anſicht ihrer zween Männer gleichgiltig zu ſeyn, und weder für den einen noch für den andern vorzuneigen.

So oft zween Kriegsmänner in der Iliade kämpfen, geſchiehet es, daß wir durch die Schilderung des Kampfs aufgeweckt werden, ja wir empfinden oft an unſerer Seele einen Anfall der Wut, die ſie belebet: Jedoch wir fühlen weder für den einen noch für den andern die mindeſte Regung einer Furcht oder Hoffnung, und wir gleichen hierinn der Juno in der Eneide.

Tros, Rutulusve fuat, nullo diſcrimine habebo.

„ Er ſey ein Trojaner oder Rutuler: Ich werde unter beeden keinen Unterſchied machen.

Wir bedauren, es iſt wahr, die Unglücksfälle Priams, und er ſcheinet die Thränen zu verdienen, die wir für ihn vergießen. Jedoch Homer ſollte uns zwingen an der Sache der Griechen, ſo lang ſein Gedicht währet, Antheil zu nehmen, weil er ſie zu berühmen ſich angemaaßt, und ſie zu ſeinen Helden gewählt hat. Machen wir noch eine Beobachtung, die dieſe Stelle betrifft. Wir nehmen zu Ende des Gedichts an dem Unglücksfalle Priams einen mitleidigen Antheil, und in dem ganzen Laufe der Handlung iſt er uns gleichgiltig.

So iſt oft die Einbildungskraft des Leſers mit großen und edeln Vorbildern erfüllt, da indeſſen die Regungen der Seele in ſtiller Unthätigkeit bleiben. Nun iſt nicht verwunderlich, daß die Bewegungen des Herzens jenen der Einbildungskraft nicht folgen, und daß wir

wir uns zu gleicher Zeit mit Verwunderung und Langweil eigenommen finden.

Sollten alle dieſe Vernunftſchlüſſe beſtritten werden, (denn welcher Gedanke unſeres Geiſtes iſt gegen den Widerſpruch bedeckt?) ſo werde ich eine andere Anmerkung hier anfügen, die einen ſtreitfreyen und weſentlichen Punkt betrifft. Viele Bücher der Iliade ſind von einander unabhängig: Sie haben nicht den mindeſten Band. Sie haben keine nothwendige Folge. Man kann ſie verſetzen, ohne dadurch die Handlung zu verwirren. Dieß iſt vielleicht das, was ihnen den Namen von Rapſodien zugezogen hat. Ich überlaſſe dem Leſer zu urtheilen, ob ein ſolches Werk, wie ſchön es geſchrieben ſeyn mag, unſere Theilnehmung erregen könne.

Virgil.

Herr Addiſon war der erſte, der alles Baugeräthe, was zu der Errichtung der Eneide gedienet hat, in der Nähe zu betrachten ſich die Mühe gab. Gewiß iſt, daß Virgil die Grundlage ſeines Gedichts von verſchiedenen fabelhaften Erzählungen, die der Aberglaube des Pöbels verewigt, in Betreff der Ankunft und Ruhſitzes des Eneas in Italien hergeleitet habe; eben ſo, wie Homer ſeine Iliade auf pöbelhafte Erzählungen der Belagerung von Troja gegründet hatte.

Es iſt nicht glaublich, daß Homer und Virgil vorher ſich denen vom Pater Le Boſſu angegebenen Regeln unterworfen haben, welcher behauptet, daß ein epiſcher Dichter den Bau ſeiner Fabel erfinden und eintheilen müſſe, bevor er ſich zu der Wahl und Benennung ſeiner Helden entſchließe. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie das

Kleid

Kleid nicht zugeſchnitten haben ohne die Leibsgröße jener Perſonen zu kennen, die zu kleiden ihr Wille war. Die Regel des Le Boſſu kann in Betreff eines Luſtſpiels gar wohl ſtatt finden, in welchem es auf die Schilderung der Sitten, und Vorſtellung des Lächerlichen eines Jahrhunderts ankommet. Sie iſt noch zu der Beſchreibung eines Liebshandels bequem, in welcher ein Leſer durch vielfache kleine Zwiſchenfälle, die weder von der Zeugenſchaft der Geſchichte, noch von dem Gewichte eines bekannten Namens ihre Beſtättigung fodern, gleichſam will überraſchet werden.

Die epiſche Dichter hingegen ſind eben ſo, wie die Dichter der Trauerſpielen, allzeit und ohne Ausnahme verpflichtet einen bekannten Helden zu wählen, deſſen Name den Zinß der Ehrfurcht einem Leſer abfodern und deſſen Achtſamkeit ſich zuziehen kann. Das, was ſie erdenken, muß nach dem, was geſchehen iſt, bequemet werden. Wenn einer von ihnen anfieng die Grundlage ſeines Gedichts aus ſeiner Einbildungskraft allein herzuhohlen, würden alle Jahrbücher der Welt ihm nicht eine einzige weſentliche Begebenheit darreichen, die mit ſeinen Vorbildern gleichförmig wäre. Er würde genöthigt ſeyn ſie zu ändern, zu verwirren und zu verſtellen. Mir fürwahr iſt unbegreiflich, wie Le Boſſu habe können ſich einfallen laſſen, uns den Rath zu geben, daß wir einen Bau aufführen ſollen, um uns in die Noth zu ſetzen, auf der andern Seite einen Bau niederzureiſſen.

Dem aber ſey, wie ihm wolle: Gewiß iſt, daß ein Theil deren Begebenheiten, die in der Eneide enthalten ſind, aus den Schriften des Dionyß von Halikarnaß ſey gezogen worden. Dieſer alte Schriftſteller beſchreibet ſehr genau den Lauf der Schiffahrt des Eneas. Er vergißt weder die Fabel deren Harpyen, weder die Weiſſagungen des Celeno, noch jene Trojaner, die ein Umſtand nöthigt ihre Teller zu eſſen. u. ſ. w. Redet

zwar Dionyß der Halikarnaßer nichts von jener Verwandlung der Nymphen in Schiffe, ſo erkennet man doch in dem Gedichte Virgils die Sorge, womit dieſer behutſame Dichter ſich wegen der Berührung einer ſo geſchmackloſen Fabel rechtfertigt, da er uns benachrichtigt, es ſey eine von dem ferneſten Alterthume hergefloßene Erzählung.

Priſca fides facto, ſed fama perennis.

Es ſcheinet demnach, daß Virgil dieſes ſo kindiſchen Mährleins ſich ſchämend zu ſeiner Entſchuldigung ſich auf den gemeinen Glauben berufe.

Mehrere Stellen des Virgil, wenn ſie nach dieſer Weiſe beſichtigt werden, ſchützen ſich wider jene Anklage, welche nur aus einem Mangel der Obachtſamkeit herquillet.

Wenn ein Engelländer den König Arthur und ein Franzos den König Clovis zum Helde eines Gedichts wählte, könnte jener von den Zaubereyen Merlins, und dieſer von der heiligen Oelflaſche, die durch eine Daube vom Himmel herabgebracht wurde, in ihren Verſen reden. Der Urſprung eines jeden Volks iſt in Erzählungen verhüllt, denen ihr Alterthum die Ehrfurcht der Menſchen zuziehet. So werden die Fabeln des abgötteriſchen Weltalters mit Ehrfurcht gehört, und wegen des Mangels der Wahrſcheinlichkeit verlacht. Allemnach bin ich der Meynung, es wäre beßer derley pöbelhafte Erzählungen verwerfen, obſchon man der Entſchuldigung würdig wäre, wenn man ihnen zu Werk ſchritte. Der feine Sinn eines einzigen vernünftigen Leſers, dem ſolche Erzählungen Unluſt verurſachen, verdient mehr verſchont zu werden als die Ohren eines unzählbaren Pöbels, welcher ihnen Glauben beymißt.

Virgil wird in Betreff der Anordnung der Fabel von einigen gelobt, von andern eines Fehlers beſchuldigt, daß

er

er den Vorſchritten Homers gefolgt habe. Darf ich mein Urtheil über dieſen Punkt wagen? Er verdient in dem weder beſchuldigt, noch gelobt zu werden. Ihm war ſo wenig möglich die Götter Homers nicht aufzuführen, denn ſie waren auch die Götter der Römer, als es ihm möglich war der Belagerung von Troja zu vergeßen, denn Eneas war ein Trojaner. Dieſe Dichtungen waren dem griechiſchen Dichter und dem römiſchen Dichter gemein. Hat dieſer in der nämlichen Quelle geſchöpft, iſt es nicht auf des andern Unkoſten geſchehen. Er hat, es iſt wahr, einige Stellen aus der Jliade und der Odyſſee ſich eigen gemacht. Er hat aus beeden einige Schilderungen und Gleichniſſe entborgt, jedoch man darf ſagen, daß dieſer große Geiſt keine Bedürfniß derſelben hatte, und von dem fremden Acker nur eine geringe Glorie einärnden konnte. Das Nachahmen iſt mehr eine Ehre, die er Homern erwieſe, als ein Beweisthum fremder Hülfe zu nennen.

Man hat Urſache zu lachen, da man Schriftrichter höret, die ſich beglückwünſchen jene Raubſtellen entdeckt zu haben, worüber Virgil beſchuldigt wird. Jene, die wider ihn aus Antrieb einer Gunſt für Homern die Waffen ergreifen, und das Vergnügen durch beede ergetzt zu werden, dem Vergnügen des einen Ehre auf des andern Schutt zu bauen aufopfern, ſind in der Gewohnheit zu behaupten, daß Dido nach dem Bilde der Calypſo geſchildert ſeye, daß Eneas nur nach dem Beyſpiele Ulyſſens in die Hölle hinabſteige, und ſo verfahren ſie mit dem Ueberreſte. Jedoch der Leſer halte dieſe vorgegebene Ahmungsbilder gegen das angewieſene Urbild: er wird einen beträchtlichen Unterſchied erblicken.

Die Leidenſchaft der Dido, ihre Unglücksfälle, ihr Tod, welche Virgil zur Quelle des in der Folge der Zeiten zwiſchen Karthago und Rom ergoßenen Haßes beſtimmet, und das Bild Anchiſens, der aus dem Buſen der Zeit

das Geſchickee Roms ziehet, um es ſeinem Sohne zu offenbaren, ſind fürwahr ſolche Schönheiten, die Virgil der Nachahmung Homers nicht zu verdanken hat.

Einem großen Geiſte iſt auch nicht eigen ein Nachmahler zu ſeyn. Da, wo Virgil groß iſt, erkennet man, daß er ſelbſt der Erſchaffer deren Stellen ſey. In jenen kleinen Stellen aber, die er von Homern entlehnet hat, iſt er meiſtens nidriger und ſchwächer als das Urbild, und man kann dieß eine gerechte Strafe nennen, die er verdiente, da er ſeinen freyen Geiſt in eine Gefangenſchaft gab, und denſelben zuweilen durch eine kalte Nachahmung entadelte.

Einige Kunſtrichter gehen weiter, und behaupten, daß ſein zweytes Buch eine Abſchrift des Piſander, und ſein viertes eine Abſchrift des Apollonius ſey. Beedes aber kann ohne Anſtand verneinet werden. Das zweyte und vierte Buch der Eneide ſind gar zu große Meiſterſtücke der Kunſt um Abſchriften zu ſeyn. Eben ſo hört man einige Menſchen ſagen, Milton habe ſein Gedicht in den Schriften eines italiſchen Luſtſpielers mit Namen Andreino geſchöpft. Wie unnütz iſt eine Forſchung von dieſer Art? Nicht die Perſon Virgils, ſondern die Eneide iſt das, was wir bewundern. Das zweyte und vierte Buch ſey dem Apollonius, dem Piſander, dem Virgil oder jemand andern eigen. Der Name des Verfaßers gibt den Schönheiten des Werks weder eine Mehrung, noch eine Minderung. Makrobius und andere Schriftrichter mögen ihre Zeit mit dem verkürzen, daß ſie wider die Buchſtaben wörteln, welche den Namen Virgil beſetzen: Die Werke Virgils werden darum doch nicht weniger ein Gegenſtand des Vergnügens für alle Weltalter und ein Urbild für alle Dichter bleiben.

Man

Man legt ihm noch zur Laſt, daß man in ſeinem Gedichte nicht ſo viel Helden, als in Homers Gedichte, finde, worin Ajax, Diomed, Idomenee ſehr glänzende Bilder der Gemüthsart ſind, dahingegen der getreue Achates, der ſtarke Gias, und der großmüthige Cloanthes unthätige und trockne Perſonen ſeyen, welche keinen andern Dienſt leiſten, als die Maaß einiger Verſen mit ihren Namen zu füllen.

Ich bin nicht ferne zu glauben, daß ein ſolcher Vorwurf der Eneide vortheilhaft ſey. Virgil beſingt die Thaten des Eneas, und Homer die Unthätigkeit des Achilles. Der griechiſche Dichter iſt in dem Nothſtande die Abweſenheit ſeines fürnehmſten Helden durch etwas zu erſetzen, und andere Helden auf die Bühne zu führen. Jedoch, was in der Iliade vernünftig angewendet iſt, wäre in der Eneide übel angebracht geweſen. Virgil kannte ſeine Kunſt zu wohl, als daß er das vornehmſte Bild ſeines Gedichts geſchwächt und ſeinen erſten Helden in einer Menge anderer Helden verlohren hätte, die der eigentlichen Handlung wären gleichgiltig geweſen. Er hat das Geheimniß gefunden unſere Achtſamkeit, unſere Empfindlichkeit an die einzige Perſon des Eneas zu heften. Er bemüßigt uns an deſſen Geſchicke Theil zu nehmen, da er ihn ohne Unterlaß unſern Blicken darſtellet, und ihn unſerm Geſichte nie entziehet. Homer hingegen, da er uns viele unterſchiedene Bilder glänzender Gemüthsarten vor das Auge führet, veranlaßet dadurch, daß wir für keines von denſelben gerührt werden.

Der Herr von Saint-Evremond ſaget, Eneas ſey geſchickter einen Stifter eines Mönchordens, als einen Stifter eines Königreichs vorzuſtellen. Es iſt wahrlich ein Unglück, daß Eneas von dem meiſten Theile der Menſchen mehr wie ein Fürſt betrachtet wird, bey dem die Andacht zu einer Leidenſchaft iſt worden, als wie ein

Fürſt, den kriegeriſche Talente zum Helden machen. Jedoch dieſes Vorurtheil entſpringt aus der unächten Vorbildung, die der meiſte Theil der Menſchen von der Tapferkeit faſſet. Ihre Augen ſind von der viehiſchen Wut eines gewaltthätigen und wilden Menſchens geblendet. Einen ſolchen nennen ſie tapfer. Wäre Virgil weniger Philoſoph, und die Tapferkeit Eneens ein wildes Betragen ungeſtümer Wut an ſtatt eines ſtillen und ſeiner ſelbſt mächtigen Starkmuths geweſen, vielleicht würde das Bild Eneens mehr geliebt worden ſeyn, aber wahrlich es hätte auch weniger verdient geliebt zu werden.

Man macht eine billige Anmerkung, da man ſagt, daß der letzte Theil der Eneide weniger belebt als der erſte ſeye, nicht, daß die ſechs letzte Bücher von matt und mittelmäßiger Verfaßung wären, ſondern weil ihr Licht von dem ſtarken Glanze der vorhergehenden erbleicht wird. Dieß kommet von nichts andern her als von der Beſchaffenheit des Gedichts, und von der Natur der beſungenen Geſchichte. Der Abriß eines Ehbündniſſes zwiſchen Eneas und der Lavinie, die einander unbekannt und gleichgiltig ſind, und ein durch die Verletzung eines gejagten Hirſchens erſtandener Krieg können weniger unſere Theilnehmung gewinnen, als der Brand und Umſturz von Troja, oder die Liebe der Dido.

Fürwahr man irret ſehr, da man ſich einbildet, daß ein Gedichtverfaſſer ſich in die Höhe ſchwingen könne, wenn die Geſchichte, die er behandelt, in die Enge gehet. Alle Kunſtmittel, die er anwendet, dienen zu nichts andern, als zu einem Beweißthume, daß er mit Sorge und Mühe ein undankbares Ackerſtück bebauet habe. Wenn in der Eneide der natürliche Zuſammenhang deren Begebenheiten dem Verfaſſer hätte Gelegenheit gegeben, ſich in ſeinen Vorbildungen und Sinnungen ſtufenweiſe bis zu einem gewißen Punkte der Höhe zu ſchwingen, würde das Gedicht ſo volkommen geworden ſeyn,

als

als die Schranken des menſchlichen Geiſtes je es geſtatten können. Der Fehler Virgils beſtehet in dem, daß er das Ziel in der Mitte ſeines Laufs erreicht habe.

Lukan.

Nachdem wir unſere Augen bis zu Homern und Virgil erhoben haben, iſt es nothwendig, daß wir ſie auf die übrigen römiſchen Verfaſſer heften, welche auf der Laufbahne der epiſchen Dichtkunſt geſtolpert haben. Wir wollen nicht von den kraftloſen und ungeſtalteten Nachahmern dieſer beeden Urbildern, als da ſind ein Stazius und Silius Italicus, reden. Mit den leztern aber wollen wir Lukanen nicht vermiſchen, welcher einen neuen Weg genommen, und aus Trieb eines freyen Geiſtes weder die Schönheiten, noch die Fehler Homers und Virgils erborgt hat.

Lukan war von einem alten Rittergeſchlechte. Er wurde zu Cordua in Spanien unter der Regierung des Kaiſers Caligula gebohren. Er wurde nach Rom geführt, da er kaum noch acht Monat alt war. Er wurde unter den Augen des großen Seneka ſeines Oheims erzogen, und ſeine Erziehung geſchahe mit einer Sorge, die ſo wohl ſeiner Geburt, als jener Reichthümer, welche er zu hoffen hatte, und des künftigen großen Geiſtes, wovon er die Vorzeichen blicken ließ, allerdings würdig war. Die Kenntniß dieſer Umſtänden gebietet jenen Kunſtrichtern das Stillſchweigen, welche die Reinigkeit ſeiner Mundart in Zweifel gezogen, und geargwohnt haben, Lukan ſeye ein Spanier geweſen, der ſich vermeßen habe lateiniſche Verſe zu machen. Von dieſem Vorurtheile getäuſcht glaubten ſie in ſeiner Schreibart fremde Ausdrücke zu finden, die wahrlich

darin nicht ſind, oder wenigſtens von keinem unſeres Weltalters darin bemerkt und entdeckt werden können. Er war Anfangs ein Liebling des Nero. Er blieb es ſo lang, bis er die edele Unvernunft begieng mit demſelben um den Preis der Dichtkunſt zu wetten, und die ſchädliche Ehre hatte dieſen Preis zu gewinnen.

Als Nero durch ſein Betragen die Herzen aller Römer in ſeinem Eigenthume zu erhalten wußte, glaubte Lukan demſelben in ſeiner Pharſale Lobſprüche beylegen zu können. Nachdem er aber aus einem geliebten Kaiſer in einen Tyrann des Volks entartet war, verſchwur auch Lukan ſich wider ihn. Die ganze Welt weis, daß er durch einen Befehl des Kaiſers zum Tode verdammet wurde, und daß, nachdem die Wahl ſeines Todes ihm frey geſtellt war, er ſich in einem Warmbade die Adern öffnen ließ. Er ſtarb mit einer Gemüthsruhe, von welcher in dem letzten Zeitpunkte des Lebens die ächte Größe einer Seele bezeichnet wird.

Er war nicht der erſte, der eine friſche Geſchichte zur Grundlage eines epiſchen Gedichtes wählte. Varius vor ſeiner hatte dieß gefährliche Unternehmen mit Erfolg bewerkſtelligt. Die Nähe der Zeiten, und die Kunde der Thaten waren fürwahr eine große Hinderniß für die dichteriſche Erfindungskraft. Je wichtiger in dieſem Umſtande die Geſchichte iſt, die man zur Grundlage wählet, deſto beträchtlicher ſind die Beſchwerniſſe, Ceſar und Pompejus waren Männer von einem weit andern Gewichte, als Achilles und Eneas. Niemand wird es in Zweifel ſetzen. Die Gefechte vor den Mauren von Troja und auf den Feldern der Lavinie waren nur ein Kinderſpiel in Gegeneinanderhaltung der bürgerlichen Kriege der Römer und ihrer pharſaliſchen Feldſchlacht, in welcher die zween mächtigſte und größte Männer der Erde um die Oberherrſchaft der Welt ſtritten.

Lukan konnte auf einer ſo bekannten Geſchichte ſeiner Einbildungskraft den freyen Flug nicht laſſen, und hatte die größte Beſchwerniß ſeine ächte Höhe zu erreichen. Wer wird ſich demnach verwundern, daß deſſen Gedicht trocken und langweilig ſey? Er darf ſich (dieß iſt die Urſache) von der Geſchichte nicht entfernen. Er verliehrt ſich in den Wolken, ſo bald er ſeine Kräfte anſtrenget, um ſich in die Höhe zu ſchwingen und ſeinen Stil der Größe der Heldenthaten gleich zu bringen. So ſcheinet Eneas und Achilles, die von ſich ſelbſt Perſonen eines geringen Gewichts waren, in den Gedichten Homers und Virgils allzeit groß, dahingegen Ceſar und Pompejus in dem ſtrozenden Wörterprachte des Lukan gleichſam ſcheinen verſenkt zu ſeyn. Bedaurenswürdig iſt, daß nachdem die Bilder dieſer beeden Helden mit ſo ſtolzen und kühnen Zügen kunſtmäßig geſchildert ſind, ihre Handlungen uns ſo wenig rühren. Was kann ſchöner ſeyn als das Bild der Gemüthsart, in welchem Ceſar, Pompejus und Cato gemahlen ſind. Was aber kann matter ſeyn als die Rolen, die ein jeder von ihnen ſpielet? Der Dichter iſt bey der Stärke ſeines Penſels, bey der Größe ſeines Talents, bey der Feine ſeines Geiſtes, bey der Schärfe ſeiner politiſchen Einſichten nicht ein mehreres, als ein redender Zeitungsverfaſſer, jezuweilen erhoben, allzeit mangelhaft.

Er verdient eben ſo gelobt zu werden, daß er die Gottheiten der Römer in ſeinem Gedichte nicht aufgeführt habe, als Homer und Virgil gelobt zu werden verdienen, daß ſie dieſen Gottheiten den Auftritt gelaſſen haben. Die Fabeln ſchickten ſich für jene fabelhafte Zeiten, in welchen Priam und Latinus gelebt haben. Sie waren aber keinerdings annehmlich in den erleuchten Zeiten der römiſchen Bürgerkriegen. Züge, die dem Bilde der Gemüthsart eines Eneas den Glanz geben, und über die ſchwachen Anfänge der Stadt Rom eine

Majeſtät erbreiten, würden das Bild der Gemüthsart eines Ceſars entadelt, ja lächerlich gemacht haben. In was für einer armen Figur würde der Sieger auf dem pharſaliſchen Schlachtfelde aufgetreten ſeyn, wenn man zu ſeiner Hülfe eine Iris oder den Merkur dahin geführt hätte? Dieß iſt ein klarer Beweis, daß die Mithandlung der Götzen des Alterthums in einem epiſchen Gedichte nicht unumgänglich nothwendig ſey. Ja ſie iſt darin ſo wenig nothwendig, daß die ſchönſte Stelle Lukans und zwar die, welche vielleicht den Vorzug in Schönheit vor den Werken aller andern Dichtern verdient, jene Rede des Cato in dem neunten Buche ſey, wo dieſer groſſe Mann ſich weigert den Götzen Jupiter Rath zu fragen. Lukan iſt alſo nicht darum niedriger als Virgil, weil er keine Gottheiten des Alterthums in ſein Gedicht gemiſcht, ſondern weil er die Kunſt nicht beſeßen hat die Handlungen der Menſchen zu führen.

Die allgemeine Vorbildung, die man von dieſem Dichter hat, iſt gerecht. Man betrachtet ihn als einen Mann von erhabenem Geiſte und großen Talente, nicht aber als einen guten Dichter. Die koſtbare Edelſteine ſeiner Pharſale, obſchon ſie übel gefaßt ſind, glänzen in unſern Augen. Corneil pflegte zu ſagen, daß er mehr dem Lukan als Virgil zu verdanken habe. Dieſem unvergleichlichen Schriftſteller unſerer Zeiten mangelte es weder an Billigkeit, noch an Urtheilungskraft um die Pharſale der Eneide vorzuziehen. Sondern ein Verfaſſer wie er, der weſentliche Helden auf die Schaubühne führet, bedarf der epiſchen Dichtung nicht, und kann von den mannhaften und kraftvollen Gedanken der Pharſale eine reichere Aerndte machen, als von der zierlichen Erzählung und wohlbeurtheilten Anordnung der Eneide. Herr Addiſon hat um ſeinen Cato zu mahlen von dem Lukan etliche Farben erborgt. Dieſem Dichter aus den Zeiten des Alterthums konnte keine größere Ehre zuwachſen, als jene iſt von einem Corneil und Addiſon

diſon nachgeahmt zu werden, zween Männern, die ihn auf alle Weiſe überfliegen.

Triſſino.

Nach dem Umſturze des römiſchen Reichs in Occident gründeten ſich auf deſſen Schutt verſchiedene neue Königreiche, und von den Splittern ſeiner Sprache formten ſich verſchiedene Sprachen. Die Beſieger des nordlichen Theils von Europa ſäeten bey jedem Vorſchritte ihre Barbarey umher und ihre Unwiſſenheit wurzelte mit ihrer Obermacht in den eroberten Wohnſitzen. Ihre anfangs aus einem verdorbenen Latein und einer regelloſen gothiſchen Mundart zuſammengeſetzte Sprache war ſo wild wie ihre Sitten, und ſo arm wie ihre Vernunft. Jedoch nach dem Verfluße von tauſend Jahren fiengen ſie an ihre Denkungsart, ihr geſellſchaftliches Betragen, und ihre Sprache aus dem Rauhen in das Feine zu ſchleifen.

Man hört in unſern Tagen viele Perſonen klagen, daß das Latein nicht mehr Uebung und nur in den Schulen und den katholiſchen Kirchen gebräuchlich ſey. Sie beweinen die Unvermögenheit der dermaligen Sprachen, und ſagen, ihre eigene Mutterſprache, die ſie arm und widerſpänſtig nennen, ſey oft unfähig der Einbildungskraft (wenn ſie ſich in die Höhe ſchwinget) zu folgen. Jedoch ſie würden größere Urſachen der Klage haben, wenn ihrem Verlangen gemäß die lateiniſche Sprache die allgemeine Sprache von Europa wäre. Denn, was würden ſie in dieſem Falle thun? Eine Menge alter Schriftſteller, die mehr als die dermaligen geleſen und beſſer verſtanden werden, würden ihre Ehrſucht erſticken. Virgiln und Cicero getreu nachahmen,

men, wäre den Namen eines Schriftdiebes verdienen: Sich von beeden Urbildern mit Kühnheit entfernen, wäre ein übertriebener Zwang oder ein Betragen der Grobheit. Die Welt, welche mit unvergleichlichen alten Muſtern erfüllet iſt, würde alle neue Verſuche in dem Triebe ihrer Bewerkſtelligung ſtören, und die gröſte Talenten der Schriftſteller abſchrecken und erkalten.

Dahingegen hat der, welcher in einer dermaligen Sprache ſchreibet, die alten nicht wie Mitbuhler, ſondern wie Weegweiſer zu betrachten. Ahmet er ſie nach, ſo bereichert er ſein Vaterland. Der eigene Geiſt ſeiner Mutterſprache ermuntert ſeine Einbildungskraft, reicht ihm neue Gattungen der Ausdrücke dar, und giebt all dem, was er denkt, eine neue Verzierung, all dem, was er ſagt, ein neues Salz.

Die italiſche Sprache wurde am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zur Vollkommenheit gebracht, in welcher ſie heut zu Tage iſt, und ſo lang beharren wird, als Taſſo in gebundener, und Machiavell in ungebundener Rede die Urbilder des Stils für Italien ſeyn werden.

Taſſo war noch in der Wiege, als Triſſino, der Verfaſſer des erſten Trauerſpiels in italiſcher Sprache ſich zutraute ein epiſch Gedicht zu unternehmen. Er wählte zu deſſen Grundlage die währender Regierung des Kaiſer Juſtinians durch Beliſarn bewerkſtelligte Befreyung Italiens. Die Aufführung des Gedichts, obſchon ſie ſchlecht war, hatte dennoch einen groſſen Erfolg und dieſer ſchwache Schein glänzte in einer Zeit der Dunkelheit ſo lang, bis er endlich durch das ſtarke Licht des Taſſo gar erlöſcht wurde.

Triſſino hatte ein großes Talent, und eine ſehr ausgedehnte Fähigkeit. Er war von dem Pabſte Leo dem X. in verſchiedenen wichtigen Geſchäfften gebraucht worden,

und hatte mit ſehr viel Erfolg ſeine Geſandſchaft an dem Hof Karl des fünften verrichtet. Jedoch er opferte endlich ſeine Ehrſucht und den Reiz der Geſchäfften ſeiner Liebe für die ſchönen Künſte auf, welche damal anfiengen ſich eine Verehrung zuzuziehen. Sie waren unlängſt vorher in Europa wieder gebohren und gleichſam in der Glorie ihrer erſten Blühe.

Triſſino liebte die Werke Homers, und war (wie billig) von ihren Schönheiten eingenommen; dennoch iſt ſein größter Fehler Homern nachgeahmt zu haben: Denn die Nachahmung erheiſcht mehr Geiſt, und mehr Kunſt, als man dazu nöthig zu ſeyn gemeiniglich glaubet. Die Blumen alter Schriftſteller ſcheinen verwelkt zu ſeyn, wenn ſie durch unſchickliche Hände ſind gepflückt und geſammelt worden. Doch iſt nichts weniger ſelten als ſolche Schriftſteller zu ſehen, die in ihren Schriften Homern und Virgil ſtückweiſe einſchalten, und mit dieſen großen Namen ſich decken, ohne Rückſicht, daß diejenige Dinge, welche zu den Zeiten dieſer alter Schriftſteller bewunderungswürdig waren, in den dermaligen Werken lächerlich werden.

Zum Beweis: Triſſino bemühet ſich jene ſchöne Stelle Homers nachzuahmen, wo Juno alle Reize ihrer Schönheit hervorſucht, ſich mit dem Gurte der Venus ſchmücket, und durch dieſes Kunſtmittel ihren Gemahl bewegt ungewohnte Liebkoſungen ihr zu zollen.

Die Gemahlinn Juſtinians hat die nämliche Abſichten auf ihren Gemahl. Sie fängt an in ihrem ſchönen Zimmer ſich zu baden. Sie kleidet ſich mit einem weißen Hemde, und, nach einer langen Beſchreibung aller Gehängen ihres Spiegeltiſches, redet ſie ihren Gemahl mit einer Lüge an. Ihre Augen reizen ihn mit einigen ſchmäuchelhaften Blicken, und endlich der Kaiſer

Le diede un baccio ſuave e le getto le braccia al collo: E ella ſtette, e ſorridendo diſſe: Signor mio dolce, hor che volete fare? u. ſ. w.

Das alſo, was ſchön und edel zwiſchen Jupiter und Juno iſt, wird zwiſchen dem alten Juſtinian und ſeiner Gemahlinn Theodoſie ſo niederträchtig und eckelhaft, als es in unſerm Umgange iſt, wenn Mann und Weib im Kreiſe der Menſchen ſich einander Merkmaale der Zärtlichkeit geben.

Triſſino hat ſich beſonders beeifert Homern in ſeinen Beſchreibungen nachzuahmen. Da er nun alle Sorge anwendet, das alles zu beſchreiben, was den Dienern und dem Hauſe ſeiner Helden zugehörig iſt, und da er nicht einen Knopf, ja nicht ein Hoſenband in der Schilderung ihrer Kleidung auslåßt, ſagt er nicht ein Wort von ihrer Gemüthsbildung.

Ich mache eine Meldung von Triſſino nicht eigens um ſeine Fehler zu entdecken, ſondern um ihn zu gleicher Zeit zu loben, daß er der erſte in jüngern Zeiten geweſen ſey, der ein epiſches Gedicht in einer Landſprache und reimfreyen Verſen unternommen hat; der, obſchon er ein Italier war, dennoch ſeiner Feder nicht das mindeſte Wörterſpiel zugelaſſen hat, und der weniger Zauberer und bezauberte Helden aufgeführt hat, als je einer von den Schriftſtellern ſeiner Nation.

Camoens.

Während der Zeit Triſſino in Italien beſchäfftigt war die Bahn der Wiſſenſchaften und Künſten zu planen und von allen jenen Hinderniſſen zu reinigen, die

die die Barbarey mit Hülfe der Unwiſſenheit in dem Laufe von zehn Jahrhunderten darauf gehäuft hatte, öffnete Camoens in Portugall eine neue Laufbahn, und erwarb einen Ruf, den er bey ſeinen Landsleuten noch heut zu Tage erhält. Sie haben für ſein Andenken ſo viel Ehrfurcht, als die Engelländer für das Andenken Miltons.

Er war ein glänzend Vorbild jener unüberwindlichen Neigung, jenes unwiderſtehbaren Triebs der Natur, welcher einen ächten Geiſt des Menſchen entſchließet ſich ſeinen Talenten, ungeachtet aller Hinderniſſen, zu überlaſſen. Die Kindheit Camoens, die in dem Schooße des Müßiggangs und der Unwiſſenheit des lisboniſchen Hofs übel war getünket worden; ſeine Jugend, die theils in Liebshändeln, theils in Feldzügen wider die Mohren ohne Pflegung entflogen war; ſeine langwierige Reiſen auf dem Meere, die er in reifern Jahren unternahm; ſeine Unglücksfälle an dem portugieſiſchen Hofe; die ungeſtüme Aenderungen dieſes Königreichs, nichts von all dieſem war vermögend ſeinen fliegenden Geiſt zu ermüden oder zu unterdrücken.

Emmanuel der II. König in Portugal hatte das Verlangen einen neuen Weeg nach Weſtindien durch den Ocean zu öffnen. Er ſandte im Jahre 1497. Verasko von Gama mit einer Flotte ab, dieſes Vorhaben zu bewerkſtelligen, welches, weil es neu war, verwegen zu ſeyn ſchien, welches aber, weil es glücklich bewerkſtelligt wurde, dem Führer der Bewerkſtelligung viele Glorie verſchaffte.

Camoens begleitete dieſen Verasko auf einer ſo gefährlichen Reiſe, nicht nur aus Antrieb einer mit demſelben gepflegter Freundſchaft, ſondern auch aus Antrieb eines edeln Vorwitzes, welcher die Gemüthsart jener Menſchen bezeichnet, die mit einer ſchönen Einbildungskraft begabt ſind. Er wählte dieſe Reiſe zur Grund-

lage ſeines Gedichts, und genoß das ergetzende Vergnügen, welches vor ſeiner Zeit niemand gekannt hatte, ſeines Freunds Ruhm und Thaten, wovon er der Augenzeuge geweſen war, zu beſingen. Er ſchrieb ſein Gedicht theils auf dem atlantiſchen Meere, theils auf den Ufern Indiens. Er litte auf den Küſten von Malabar Schiffbruch, rettete ſich durch Schwimmen, und erreichte das Ufer, den Wellen mit einer Hand wehrend, und mit der andern ſein Gedicht empor haltend.

Einer ſo neuen und von einem großen Geiſte bearbeiteten Grundlage konnte es nicht fehlen, eine Gattung von einem epiſchen Werke hervorzubringen, die bis dahin war unbekannt geblieben. Man findet darin weder blutige Feldſchlachten, weder Helden, die auf hundertfache Weiſe, und an hundert verſchiedenen Theilen ſind verwundet worden, weder entführte Weiber, weder verheerte Städte, noch neu gepflanzte Königreiche, und nichts von dem, was bis dahin als der weeſentliche Stof der Epopee war betrachtet worden.

Der Dichter führet die portugieſiſche Schiffflotte an die Mündung des Fluſſes Ganges. Er umziehet die Küſten von Afrika. Er ſchildert die verſchiedenen Nationen, mit welchen das afrikaniſche Ufer bevölkert iſt; Er untermiſcht mit kunſtreicher Hand die Geſchichte Portugalls. Die einfache Beſchaffenheit ſeiner Grundlage iſt durch einige Dichtungen von verſchiedener Gattung verziert. Ich will ein Muſter davon dem Anblicke des Leſers darſtellen.

Da die Flotte im Angeſichte des Hafens der guten Hoffnung, den man damal den Hafen der Ungewitter nennte, mit geſpannten Segeln voreilet, erblickt man plötzlich einen ſchreckbaren Gegenſtand. Ein körperliches Weeſen hebet ſich von dem Grunde des Meers in die Höhe. Der Scheitel ſeines Haupts rühret an die

Wol-

Wolken. Die Ungewitter, die Winde, der Donner, die Blitze ſchwärmen rings um daſſelbe. Seine große Arme erſtrecken ſich ferne über die Oberfläche der Wäſſern hin. Dieß Ungeheuer, oder dieſer Gott iſt der Schutzgeiſt daſigen Meers, deſſen ſtolze Wellen noch kein einziges Schiff durchſchnitten hatte. Der Schutzgeiſt klagt das Geſchicke an, welches ihn dem kühnen Unternehmen der Portugieſen unterwirft. Er weiſſaget ihnen alles Ungemach, das ſie in denen Indien überziehen wird.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß dieſe Dichtung von allen Jahrhunderten und von allen Nationen ſchön und erhaben werde genennt werden.

Man findet in dem Gedichte Camoens eine andere, welche ohne Zweifel denen Italiern eben ſo wie den Portugieſen, nicht aber einer andern Nation gefallen würde. Sie iſt eine bezauberte Inſel, die der Name, der Inſel des Glücks bezeichnet. Die Portugieſen begegnen ihr in dem Zeitpunkte, da ſie kaum von dem Grunde des Meers ſich über das Waſſer erhoben hat, um den Portugieſen zu einem Lohn und Troſt zu werden. Camoens beſchreibt das Ort, wie Taſſo einige Jahre darnach die Inſel der Armide beſchrieb. Eine Gottheit erſchaffet da alle erdenkliche Schönheiten, und bietet alle Lüſte an, die die Hand der Natur reichen, und das Herz des Menſchen verlangen kann. Eine Nymphe, die bey Anblick des Verasko von der Liebe eingenommen wird, führet ihn auf den Gipfel eines hohen Bergs, zeiget ihm von da alle Königreiche der Erde, und entdeckt ihm das künftige Geſchicke Portugalls.

Nachdem Camoens in der unreinen Schilderung der Lüſten, womit Verasko und das Kriegsvolk auf dieſer Inſel ſich erſättigten, ſeiner Einbildungskraft ſo freyen Zügel gelaſſen hatte, fället es ihm bey den Leſer zu be-

richten, daß dieſe Dichtung auf nichts anderes ziele als jenes Vergnügen zu mahlen, welches gerechte Menſchen in Uebung der Tugend genießen, und jene Glorie zu ſchildern, womit die Tugend ihre Buhler belohnet.

Das, was eine ſo befremdende Blumrede würdiger entſchuldigt zu werden machen kann, iſt jene liebreiche Schreibart, womit ſie, wenn man den Portugieſen glauben darf, in dem Gedichte eingeflochten iſt; denn die Schönheit der Ausdrücke bemäntelt oft die Fehler des Dichters, und erwirket ihm bey dem Leſer eine Nachſicht, ſo wie die Stärke der Farben, deren ſich Rubens bediente, einige Fehler entſchuldigen machet, die man an der Zeichnung ſeiner Figuren wahrnimmt.

Man findet in dem ganzen Laufe des Gedichts eine andere Art des Wunderbaren, welche zu entſchuldigen unmöglich iſt, nämlich eine unüberlegte, und wider die Vernunft ſtreitende Miſchung der Göttern des Heidenthums mit den Gegenſtänden der chriſtlichen Religion. Verasko von einem Ungewitter verfolgt, rufet Jeſu Chriſt um Hülfe. Dennoch eilt Venus herbey um ihm zu helfen. Die Helden ſind Chriſten, und der Dichter redet die Sprache der Heyden. Die Abſicht, die er für die erſte Triebfeder des portugieſiſchen Unternehmens wählet, obſchon ſie der Abſicht ihre Handelſchaft zu erbreiten untergeben bleibt, iſt die Erbreitung des Chriſtenthums; dennoch ſind Jupiter, Bachus und Venus die Schutzgeiſter, welche der Führung ſowohl der Reiſe als des Unternehmens vorſtehen. Ein ſo übel zuſammengeordnetes Wunderbare verſtaltet das Gedicht. Dem ungeachtet müſſen ohne Zweifel große Schönheiten darinn herrſchen, weil die Portugieſen es ihres Geſchmacks und Beyfalls würdig ſchätzen. Es iſt unwiderſprechlich, und die Billigkeit erheiſcht dieß Geſtändniß: Camoens hat viel von dem, was man den ächten Geiſt nennet. Jedoch er hat auch zugleich viel von jenem, was man den

den unächten Geiſt benamſet, und dieſen, da er ihn in einem nicht mittelmäßigen Grade beſitzet, kann man für jenen Trieb anſehen, der ihn oft in die äußerſte Ausſchweifungen ſtürzet.

Ich erinnere mich geleſen zu haben, daß, nachdem Verasko de Gama ſeine Begebenheiten dem Könige von Melinde erzählet hat, er zu demſelben ſage: O König! urtheile, ob Eneas und Ulyſſes ſo ferne Reiſen, als die meine ſind, je gethan und ſo viele Gefahren ausgeſtanden haben? Hat denn dieſer wilde Afrikaner eine Kenntniß der Helden gehabt, die Homer und Virgil einſt beſungen. Ich finde, um mein Urtheil in kurze Worte zu faſſen, ſein Gedicht voll von unvergleichlichen Schönheiten, und von erbärmlichen Fehlern, die ohne Zwiſchenraum je eine nach der andern eingeſchaltet ſind: Schier jedes Blat enthält etwas Schönes, und etwas Geſchmackloſes. Von jenen ſeiner Gedanken, die am meiſten glücklich ſind, werde ich zween anführen, um die Aehnlichkeit zu zeigen, die ſie mit den zwo berühmteſten Stellen der engelländiſchen Dichtern Wallers und Denhams haben.

Waller ſaget in ſeiner Zueignungsſchrift der Zelinde:

Thi machleſs form will credit bring
To all the wonders i can ſing.

„ Die Wunder deiner Schönheit werden jenen Wun-
„ dern, die ich beſinge, den Glauben vermitteln.

Camoens von der Reiſe der Argonauten und von Ulyſſen redend ſaget; daß das Unternehmen der Portugieſen den Dichtungen des Alterthums einen Glauben verſchaffen werde, weil es in der Wirklichkeit ſie überſteiget.

Herr Johann Denham in ſeinem Gedichte der Coopers redet alſo die Themſe an.

O could i flow little thie, and make thy
ſtream
Mi great exemple, as it is my Theme
Tho deep, y et clear; tho gentle, y et not
dull,
Strong without rage; without o'erflowing
full.

„ O möchte ich fließen wie du! Möchte dein Lauf
„ eben ſo ein Urbild meiner Nachahmung ſeyn, wie
„ du das Bild meines Gedichtes biſt: Klar, obſchon
„ tief; lieblich obſchon ſtill; ſtreng ohne dabey zu
„ wüten, und allzeit voll ohne zu überſchwellen.

Camoens redet eben ſo die Nymphen des Tagus an.

„ O Nymphen! Erinnert ihr euch, daß ich euch einſt
„ beſungen habe, ſo flößet mir dermal ſtarke und
„ neue Geſänge ein. Mein Stil fließe, wie euer
„ Waſſer; er ſeye tief und klar, wie daſſelbe.

Hieraus kann man den Schluß nicht leiten, daß Waller und Denham die Gedanken des Camoens nachgeahmt haben; man muß vielmehr urtheilen, daß der ächte Geiſt in allen Ländern urſprünglich ſeye. Denn es iſt eine ſehr gewöhnliche Ungerechtigkeit den Namen einer Abſchrift dem beyzulegen, was doch nichts anderes als eine Aehnlichkeit iſt.

Von

Don Alonzo d'Ercilla y Cuniga.

Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts brachte Spanien ein epiſches Gedicht hervor, welches nicht nur durch einige beſondere Schönheiten, die darinn glänzen, ſondern auch durch die Neuigkeit des Gegenſtands berühmt iſt, und durch die Würde und Gemüthsart ſeines Verfaſſers noch beträchtlicher wird.

Don Alonzo d'Ercilla y Cuniga, ein Cammerjunker Kaiſers Maximilian war in dem Hauſe Philipps des II. erzogen worden, und hatte unter den Augen dieſes Königs in der Feldſchlacht bey Saintquentin gefochten, in welcher die Franzoſen von den Spaniern beſiegt wurden.

Philipp, der nach dieſem Erfolge weniger beeifert war ſeine Glorie außer Lands zu mehren, als ſeine inländiſche Geſchäffte auf ſtandhaften Fuß zu ſtellen, zog nach Spanien zurück.

Der junge Alonzo, welcher von einer unerſättlichen Begierde ächter Wiſſenſchaft, nämlich jener die Menſchen zu kennen, und die Welt zu ſehen beherrſcht war, durchreiſete ganz Frankreich, durchwanderte Italien und Deutſchland, und blieb durch einen langen Zeitraum in Engelland. Während ſeinem Aufenthalt in Londen hörte er erzählen, daß einige Provinzen von Peru und Chilly die Waffen wider die Spanier ihre Oberherren und Unterdrücker gezückt hatten, um ihre Freyheit wieder zu erfechten. Dieſe Zeitung ſetzte Alonzo in Bewegung: Die Leidenſchaft, die er für die Glorie hatte, und das Verlangen beſondere Dinge zu ſehen und zu unternehmen, zogen ihn ohne Widerſtand in die Länder der neuen Welt. Er gieng an der Spitze einiger Kriegsvölker nach Chilly, und blieb da, ſo lang der Krieg daurte.

Stadtbibliothek Augsburg

Auf den Gränzen von Chilly ſüdwärts iſt eine kleine bergigte Gegend Araukana genannt. Sie wird von einer Art Menſchen bewohnt, welche ſtärker und wilder ſind, als alle übrige Völker von Amerika. Sie ſtritten für ihre Freyheit mit mehr Tapferkeit, und durch einen längern Zeitraum, als die andern Amerikaner, und waren die letzte, die der ſpaniſche Arm ſich unterwürfig machte.

Alonzo führte wider ſie einen mühſamen und langwierigen Krieg, war den hartnäckigſten Gefahren blos geſtellt, ſahe und wirkte die glänzendſte Thaten, deren einzige Belohnung in der Ehre beſtand rauhe Felſen zu erobern, und etliche unbewohnte Länder unter den Gehorſam des Königs von Spanien zu beugen.

Währendem Laufe dieſes Kriegs faßte Alonzo den Entſchluß durch ſeine eigne Verewigung ſeinen Feinden einen unſterblichen Namen zu machen. Er war zugleich ihr Sieger und ihr Lobſinger. Er wandte den Zwiſchenraum der Muße, die der Krieg ihm zuließ, zu der Beſingung deſſen Begebenheiten an, und ſchrieb in Ermangelung des Papiers den erſten Theil ſeines Gedichts auf kleine Stücke Leder, die er nach der Zeit in die gehörige Ordnung zu bringen, viele Mühe hatte.

Das Gedicht nennt ſich Araukana nach dem Namen der Landſchaft. Er fängt es an durch eine geographiſche Beſchreibung von Chilly, und durch die Schilderung der Sitten und Gebräuche, die den Jnwohnern dieſes Lands eigen ſind. Ein Anfang dieſer Art, welcher in jedem andern Gedichte unerträglich ſeyn würde, iſt hier nothwendig, und misfällt nicht in einer Abhandlung, wo der Auftritt unter einem andern Sonnenwendkreiſe geſchiehet, und wo die Helden eine Art von Wilden ſind, die uns allzeit unbekannt geblieben wären, wenn er ſie nicht beſiegt und beſungen hätte.

Die

Die Grundlage des Gedichts, weil ſie neu war, veranlaßte neue Gedanken. Dem Leſer gefalle, daß ich ihm einen davon als ein Muſter der übrigen vorlege. Er iſt gleichſam ein Funke des ſchönen Feuers, womit der Verfaſſer des Gedichts jezuweilen beſeelet war.

Die Araukanier, ſagt er, waren erſtaunt Geſchöpfe zu ſehen, die Menſchen ähnlich, in ihren Händen Feuer tragen, auf Unthieren ſaßen, die unter ihrem Leibe kämpften. Sie betrachteten dieſe Geſchöpfe gleich Anfangs wie Götter, die von dem Himmel herabgeſtiegen wären die Bewohner der Erde zu züchtigen, weil ihre Hand mit dem Feuer des Donners bewaffnet, und die Zerſtöhrung in ihrem Gefolge war. In dieſer erſten Betrachtung unterwarfen ſie ſich denſelben, jedoch mit zauderndem Widerwillen. Nachdem ſie aber in der Folge der Zeit mit ihren Siegern gemeinſchaftlichen Umgang zu haben Gelegenheit erlangt, und an ihnen Leidenſchaften und Fehler bemerkt hatten, urtheilten ſie, daß es Menſchen wären. Da überzog die Schaam ihre Stirne; ſie machte ihnen den bittern Vorwurf, daß ſie ſich ſterblichen, und ihnen ſelbſt ähnlichen Menſchen unterworfen hatten. Sie wirkte, daß ſie ſich einander mit dem Schwure verbunden ihren begangnen Fehler in dem Blute ihrer Verfolgern zu waſchen, und von ihnen eine unerhörte, ſchreckbare und denkwürdige Rache zu nehmen.

Dieſer Stelle verdient eine andere nachgerückt zu werden, wovon der Inhalt viel Aehnlichkeit mit der Iliade hat. Gleichwie derſelbe auf eine unterſchiedene Weiſe iſt bearbeitet worden, ſo iſt er nicht unwürdig dem Auge jener Leſer vorgeſtellt zu werden, die ohne Partheylichkeit zu urtheilen gewohnt ſind. Die erſte Handlung der Araukana iſt ein zwiſchen den Oberhäuptern der Wilden entſtehender Zank; wie jener, der in den Schriften Homers zwiſchen Achilles und Agamemnon ſich erhebet.

bet. Hier veranlaſſet den Wortſtreit nicht die Beſitzneh-mung einer Sklavinn, ſondern die Würde eines Heer-führers.

Ein jeder von den wilden Kriegsfürſten rühmet ſeine Verdienſte und Thaten. Ihr Wortgetümmel erhitzet ſich auf einen Grad, daß ſie am Rande ſtehen handgemeng zu werden. Da tritt einer von den Cazigern mit Namen Colocolo hervor: Er iſt ſo alt wie Neſtor, doch von der Eigenliebe weniger als der griechiſche Held eingenom-men, und macht folgende Rede:

„ Caziger! Erleuchte Schützer des Vaterlandes! „ Das ehrſüchtige Verlangen der Befehlhabung reizet „ mich nicht dahin, daß ich euch hier anrede. Ihr „ werdet mich nicht klagen hören, daß ihr mit ſo gro-„ ßer Hitze um eine Ehre zanket, die vielleicht meinem „ Alter gebühret hätte und den Abfluß meines Lebens „ zieren würde. Meine für euch wallende Zärtlich-„ keit, meine dem Vaterlande ſchuldige Liebe iſt das, „ was mich dringet von euch einige Achtſamkeit für „ meine ſchwache Stimme zu begehren. Ziehet in „ Erwägung, ob wir von uns ſelbſt eine ſo gute „ Meynung haben können, um uns ein Recht zu ho-„ henEhrenſtellen anzumaaßen: Stehet es uns zu nach „ ſtolzen Titeln zu ſtreben, nachdem wir uns zu dem „ unglücklichen Entſchluße erniedriget haben verach-„ tungswürdige Unterthanen, ja Sklaven der Spa-„ nier zu werden? Solte nicht, o Caziger, euer „ Zorn und euere Wut ſich vielmehr wider un-„ ſere Unterdrücker üben? Warum wendet ihr wi-„ der euch ſelbſt dieſe Waffen, die fähig wären euere

„ Fein-

„ Feinde aus dem Vaterlande zu verdringen und daſ-
„ ſelbe zu rächen? Iſt euer Entſchluß zu ſterben? O
„ ſo gehet einem Tode entgegen, der euch Ehre verſchaf-
„ fe. Brechet mit einer Hand das ſchändliche Joch
„ welches euch drücket, und mit der andern greift die
„ Spanier an, die es euch aufgelegt haben. Ver-
„ ſchwendet nicht in einem fruchtloſen Brüderzanke die
„ koſtbare Ueberbleibſel eines Bluts, das die Götter
„ zu keinem andern Gebrauch euch gelaſſen haben, als
„ um euch wider fremde Feinde zu ſchützen, und euch
„ an ihnen zu rächen. Ich bekenne, daß ich der
„ ſtolzen Beeiferung euerer allſeitiger Tapferkeit billi-
„ gen Beyfall und das gebührende Lob gebe. Dieſer
„ nämliche Hochmuth, den ich ſträflich nenne, ver-
„ mehrt die Hoffnung, die ich ſchöpfe. Jedoch, euer
„ blinde Starkmuth ſtreite nicht wider ſich ſelbſt. Er
„ bediene ſich nicht der eignen Kräften um den Umſturz
„ eines Landes zu beſchleunigen, welches er vertheidi-
„ gen ſolte. Seyd ihr aber entſchloſſen eueren Zank
„ nicht anderſt als durch ein einheimiſch Blutbad zu en-
„ den, ſo verweilet nicht euere Schwerter in meinem
„ durch das Alter erkalteten Blute zu färben. Ich
„ hab nur gar zu lang gelebt. Glückſelig, wer ſtirbt,
„ ohne das Unglück ſeiner Landsleuten zu ſehen, be-
„ ſonders ein ſolches Unglück, das ſie durch eigene
„ Fehler ſich zugezogen haben! Höret denn an, was
„ ich euch vorzutragen mich erkühne. Euer Werth,
„ o Caziger, iſt durchaus gleich: Ihr alle ſeyd gleich er-
„ leuchtet durch euere Geburt, durch euer Vermögen,
„ durch euere Reichthümer, durch euere Thaten.

„ Euere Seelen ſind gleich edel, gleich fähig die gan-
„ ze Welt zu beſiegen. Dieſe himmliſche Gaben ſind
„ die Quelle eueres Zanks. Euch mangelt ein Ober-
„ haupt, und ein jeder von euch verdienet es zu ſeyn.
„ Weil nun kein Unterſchied euerer Tapferkeit iſt, ſo
„ beſtimme die Stärke des Leibs einen Vorzug, den
„ das Gleichgewicht euerer Tugenden nie würde be-
„ ſtimmen können. „

Der alte Redner ſchläget demnach eine Uebung vor, die einer ſo wilden Nation würdig iſt. Er rathet, einer nach dem andern ſolle einen dicken Balken tragen, daß jenem, der deſſen Gewicht durch die längſte Zeit auf ſeinen Schultern erhalten würde, die Ehre des Befehlhabers möge zuerkennet werden.

Gleichwie die beſte Weiſe unſern Geſchmack zu der ächten Feine zu bringen, dieſe iſt, daß man Dinge, die eine gleiche Natur haben, gegeneinander halte, und in einem Geſichtspunkte betrachte, ſo gefalle es denen Leſern, daß ich die Rede des Neſtor jener des Colocolo gegen über ſtelle. Ihr Geiſt aber entſage hier für eine wenige Zeit jener Anbetung, die unſere billig voreingenommene Seelen dem groſſen Name Homers zinſen, und ſo wollen ſie beede Reden auf der Schaale der Vernunft und der Billigkeit wägen.

Nachdem Achilles von Minerven der Göttinn der Weisheit war belehrt und angefeuert worden, dem Agamemnon die unſittliche Namen eines Trinkers und endlich eines Hunds zu geben, erhebt ſich der weiſe Neſtor, um die erhitzte Geiſter der zween Helden zu ſtillen, und redet ſie alſo an.

„ Wie

„ Wie groſſes Vergnügen werden die Trojaner ha„ben, wenn ſie von euerer Zwietracht hören wer„den? Euere Jugend iſt meinen häufigen Jahren „Ehrfurcht ſchuldig, und muß meinem Rath ſich „untergeben. Ich hab vor Zeiten Helden geſehen, „die größer waren als ihr. Nein: Mein Auge „wird nicht mehr ſolche Menſchen erblicken, die ei„nem unüberwindlichen Pirithous, einem tapfern „Ceneus, einem göttlichen Theſeus ähnlich wären. „u. ſ. w. Ich hab mit ihnen Feldzüge gemacht, „und obſchon ich damal jung war, hatte dennoch „meine rührende Beredſamkeit den Vortheil ihre Gei„ſter zu bemeiſtern. Sie hörten Neſtorn an: Jun„ge Krieger! höret auch ihr den Rath an, den mein „Alter euch giebt. Atrides! dir gebührt es nicht „die Sklavinn des Achilles zu behalten. Sohn der „Thetis! du ſolſt das Oberhaupt des Heers durch dei„nen Hochmuth nicht mishandeln. Achilles iſt der „tapferſte unter den Kriegsleuten. Agamemnon iſt „der größte der Königen. u. ſ. w.

Seine Rede blieb fruchtlos. Agamemnon lobte Neſtors Wohlredenheit, und verachtete deſſen Rath.

Betrachten meine Leſer einerſeits den Glimpf, womit der wilde Colocolo ſich in die Herzen der Caziger ſchleichet, den verehrungswürdigen Sanftmuth, womit er ihre feurigen Geiſter beruhiget, die majeſtätiſche Zärtlichkeit ſeiner Worten. Wie ſehr befeuert ihn die Liebe des Vaterlands! Wie tief durchdringen ſein Herz die Geſinnungen der ächten Glorie! Mit wie viel Vernunft lobt er ihre Tapferkeit durch die nämliche Ausdrücke, womit er ihre Wut beſtrafet! Mit wie viel Kunſt weis er keinem

von

von ihnen das Uebergewicht zu laſſen. Er iſt zugleich ein höflicher Sittenrichter und edler Lobredner. Auch unterwerfen ſich ſeinen Vernunftſchlüſſen alle Caziger, und bekennen die Wirkung ſeiner Wohlredenheit, nicht durch unnütze Lobſprüche ſondern durch einen fertigen Gehorſam. Man beurtheile andrerſeits, ob Neſtor weislich handle, da er ſelbſt von ſeiner Weisheit ſo prächtig redet, ob das ſicherſte Mittel die Achtſamkeit der griechiſchen Fürſten an ſich zu ziehen, für einen Redner dieſes ſeye, daß er ſie erniedrige, und geringer als ihre Voraͤltern ſchätze; Ob die ganze Verſammlung könne mit Vergnügen zu dem Agamemnon ſagen hören, Achilles ſey der tapferſte von den anweſenden Fürſten des Heers.

Halten wir das eigenrühmliche und unhöfliche Geſchwätze Neſtors gegen die ſittſame und gemäßigte Rede des Colocolo: Setzen wir die verhaßte Gleichniß, die den Rang Agamemnons den Verdienſten Achillens ähnlich ſchätzet, gegen über jener gleichen Austheilung des Großmuths und der Tapferkeit, die den Cazigern ſo künſtlich zugeeignet ſind: und nun ſpreche der Leſer das Urtheil.

Iſt in der Welt ein Feldherr, der mit Langmuth erdulden würde, daß in Betreff der Tapferkeit ein Untergebener ihm vorgezogen werde; Iſt eine Verſammlung, welche ohne Gefühl einer Erſchütterung einen ſinnloſen Redner dulden könne, der verächtlich redend auf ihre Unkoſten ihre Ahnen rühmet; ſo kann Homer in dieſem beſondern Umſtande dem Alonzo vorgezogen werden.

Es iſt wahr, daß Alonzo, da er an einer einzigen Stelle Homern überflieget, in dem Ueberreſte niedriger als der mindeſte der Dichtern krieche. Man iſt erſtaunt ihn ſo tief fallen zu ſehen, nachdem er einen ſo hohen Flug genommen hat. Man findet in der Schilderung ſeiner Feldſchlachten viel Feuer, doch keine Erfindung, keinen

Plan,

Plan, keine Aenderung in der Beſchreibung, keine Einzelheit in dem Abriſſe. Sein Gedichte iſt wilder als die Nationen, wovon es handelt. Zu Ende des Gedichts macht der Verfaſſer (denn er iſt einer der vornehmſten Helden deſſelben) einen beſchwerlich und langweiligen Heerzug. Er iſt an der Spitze einer Colonne ſeiner Kriegsvölkern. Um die ſchläfrige Langweile zu entfernen, fänget er mit den nächſten Kriegsleuten, die ihm folgen, ein Geſpräch an, deſſen Gegenſtand einen Wortwechſel in Betreff Virgils und deſſen Epiſode von der Dido veranlaſſet. Alonzo faſſet dieſe Gelegenheit um ſeinen Kriegsknechten den Tod der Dido ſo zu erzählen, wie er von den alten Geſchichtſtellern beſchrieben wird, und um Virgiln deſto empfindlicher einer Unwahrheit zu beſchuldigen, ja um die Ehre der Königinn von Karthago wieder herzuſtellen, gefället es ihm durch zwey ganze Geſänge davon zu wörteln.

Es iſt übrigens ein nicht mittelmäßiger Fehler ſeines Gedichts in 36. ſehr langen Geſängen verfaßt zu ſeyn. Man kann ohne Anſtand muthmaaßen, und die Vernunft bejahet es, daß ein Schriftſteller, der ſich in ſeinem Laufe nicht zu hemmen weis, oder der ſich nicht hemmen kann, gar nicht fähig ſey dieſe Laufbahn auszudauren.

Eine ſo große Zahl von Fehlern hat den berühmten Michel de Cervantes nicht gehindert zu ſagen: daß die Araukana mit den beſten Gedichten Italiens könne in Vergleich gezogen werden. Die blinde Liebe des Vaterlandes hat ohne Zweifel dem ſpaniſchen Schriftſteller dieß falſche Urtheil angegeben. Die ächte und beſtehende Liebe des Vaterlandes aber erheiſchet, daß man ihm Nutzen bringe, und zu deſſen Freyheit ſo viel beytrage als möglich iſt. Ueber Schriftſteller unſerer Nation wörteln, und daß wir beſſere Dichter als unſere Nachbarn haben, iſt mehr eine dumme Eigenliebe, als Liebe des Vaterlandes zu nennen.

Taſſo.

Taſſo.

Torquato Taſſo fieng ſein Gedicht, das befreyte Jeruſalem betitelt, zu jener Zeit zu bearbeiten an, als Camoens ſeine Luſiade endete. Er ſagte, daß Camoens der einzige Mitbuhler war, den er in Europa fürchtete. War ſeine Furcht aufrichtig, ſo war ſie ungegründet. Denn er überflog den portugieſiſchen Dichter ſo hoch, als dieſer alle andere Dichter ſeines Vaterlandes überflog.

Niemand hat je in der Geburt ſo viel Geiſt und mehr Talent für die epiſche Gattung der Dichtkunſt mit ſich zur Welt gebracht. Jedoch dieſer ſein Geiſt, der ſeinen Ruhm ſchuf, war auch die Quelle aller ſeiner Unglücksfällen. Sein Lebenslauf war eine traurige Kette von Ungemach und Widerwärtigkeiten. Er mußte (aus ſeinem Vaterlande verbannt) unter die betrübende Noth einem Herrn zu dienen ſich biegen. Er litte Mangel der Nahrung, den Bann, die Gefangenſchaft und (was noch unerträglicher iſt) ihn griff die falſche Nachrede an, und unterdrückte ihn.

Man trieb die Verfolgung ſo weit, daß man ihm ſeine Glorie in der Dichtkunſt rauben wollte, welche doch in weeſentlichen Drangſalen nur ein eingebildeter Troſt iſt. Die Zahl ſeiner Feinde verfinſterte ſeine Ehre durch einen langen Zeitraum. Nachdem endlich ſein Verdienſt den Neid überwunden hatte, wurde er würdig geſchätzt die Ehre des Triumphs in Rom zu empfangen, wie einſt Plutarch, obſchon mit weniger Verdienſt, ſie empfangen hatte. Dieſe Ehre war in den Zeiten, da Taſſo lebte, ſo glänzend, als ſie in unſern Tagen würde lächerlich ſeyn. Er ſtarb an dem Vorabend des Tags, der zu dieſer ungewöhnlichen Ceremonie beſtimmt war.

Die

Die Beſchreibung ſeines Grabmaals giebt uns das erhabendſte Vorbild ſeiner Verdienſten. Nachdem der Pabſt die Leiche des Dichters prächtig zu begehen befohlen hatte, ſetzte er einen Preis für denjenigen aus, der für deſſen Glorie die beſte Inſchrift eines Grabſteins verfertigen würde. Eine Menge Inſchriften wurden überreicht: Sie waren mit den billigſten Lobſprüchen für den verſtorbenen Dichter erfüllet. Die zur Wahl der Grabinſchrift ernannte Richter konnten wegen des Vorzugs noch nicht einig werden. Sie waren noch in Zweifel, als ein junger Menſch dieſe Inſchrift überreichte.

Die Gebeine des Taſſo.

Die Richter wankten bey Anblick derſelben nicht mehr. Sie erkannten dem Verfaſſer den Preis zu, in der Rückſicht, daß der Name Taſſo der würdigſte Lobſpruch dieſes Dichters ſeye.

Die Zeit, welche den zergänglichen Ruhm mittelmäßiger Schriftſteller zernichtet, hat dem unſterblichen Verfaſſungsgeiſte der Werken des Taſſo keinen Stoß anbringen können. Sein Gedichte wird heut zu Tage an vielen Orten Italiens geſungen, wie man vor Zeiten in Griechenland die Verſe Homers zu ſingen pflegte. Wenn die Dichter ſeine Nachfolger entartet haben, wenn Italien eine mit falſchem Glanze prangende Schreibart, ein erbärmliches Wörterſpiel, ein unliebliches Salz denen dermaligen Werken giebt, kann man dennoch ſagen, daß die Nation insgemein noch eine Art des guten Geſchmacks behalte, den ſie von Taſſo angenommen hat.

Doch, da er einerſeits von den italiſchen Leſern bewundert wird, bemerkt man, daß er andrerſeits von den Schriftſtellern gar nicht nachgeahmet werde. Eben ſo ziehen in Frankreich Corneil, Racine, Moliere, Deſpreaux,

ſpreaux, La Fontaine die Bewunderung der geſammten Nation an ſich, troz einer Secte von Schriftſtellern, die nach ihrer Zeit gekommen ſind, und eine Art zu denken und zu ſchreiben eingeführt haben, welche in dem Kreiſe dieſer Schriftſtellern und ihres gleichen zwar ſtandhaft geliebt, und gepflegt, doch von der ganzen Nation verworfen wird.

Das befreyte Jeruſalem iſt an verſchiedenen Stellen nach der Iliade gebildet. Die Grundlage, die Taſſo gewählet hat, iſt edeler als jene Homers. Ganz Europa in Waffen um ein durch die Geburt und das Blut eines Gottes berühmtes Land wieder zu erobern, drücket dem Geiſte ein verehrungswürdigeres Vorbild ein, als das wegen einem Weibe kriegende Griechenland.

Was die Bewerkſtelligung eines ſo großen Werks betrifft, wird der unpartheyiſche und erleuchte Leſer urtheilen können, ob Taſſo in den Stellen, worinn er ſeinen Meiſter nachahmet, niedriger fliege als derſelbe.

Mir ſcheinet, Gottfried ſpiele die nämliche Role, wie Agamemnon, jedoch mit mehr Würde und Vernunft und mit weniger Hochmuth.

Der Ermit Peter iſt dem Calchas ähnlich, und, wenn ich meine Meynung äußern darf, finde ich weder was ſehr glänzendes, weder was ſehr mangelhaftes in dem einen oder dem andern.

Renald iſt in dem Kreiſe der chriſtlichen Helden was Achilles in dem Kreiſe der griechiſchen Helden war.

Seine Tapferkeit iſt ungeſtüm, ſeine Gemüthsbildung aber iſt lieblich. Die Einnahme Jeruſalems iſt ſeinem Degen vorbehalten, wie jene von Troja für die Waffen Achillens war. Die Abweſenheit des einen iſt nach der Unthätigkeit des andern gebildet. Jedoch Renald wendet ſeine Muße mehr zum Vergnügen des Leſers an, als der träge Held der Iliade.

Aladin iſt dem Priam nur in dem ähnlich, daß er der König der belagerten Stadt ſey, und Argante gleichet den Hector in nichts andern, als daß er der tapfere Schützer Jeruſalems ſey.

Fürwahr die Gemüthsbildung Hectors iſt erhabener als jene Argantens. Der Großmuth Priams iſt majeſtätiſcher als jener Aladins. Auch ſind deſſen Unglücksfälle rührender. Ich will nicht entſcheiden, ob Homer recht oder unrecht gehandelt habe, da er unſere Zärtlichkeit auf Hectors Seite gelenkt, und unſer Mitleid für Priam erreget hat. Doch iſt gewiß, daß wenn Taſſo die Bilder Aladins und Argantens in dem Geſichtspunkte wilder und unbeugſamer Menſchen nicht vorgeſtellet, und ſie dem Leſer weniger häßlich gemacht hätte, würde er ſich auf grader Schnur von ſeinem Ziele entfernt haben, denn wir würden, an ſtatt einen Antheil an der Sache der chriſtlichen Fürſten zu nehmen, ſie wie Seeräuber betrachten, die einen Bund gemacht haben ein fremdes Land zu überziehen, und einen alten verehrungswürdigen orientaliſchen Monarchen mit allen ſeinen unſchuldigen Unterthanen zu tödten.

Taſſo hat von Homer gelernt die nämlichen Farben verſchieden zu wölken. Er unterſcheidet das tapfere von dem tapfern, das kluge von dem klugen u. ſ. w. Gott-

fried iſt weis, und Meiſter ſeiner ſelbſt. Aladin iſt ſtaatsklug und unruhig. Die edle Tapferkeit Tankre-dens iſt der viehiſchen Wut Argantens nicht ähnlich. Die Liebe iſt an Armiden eine unmäßige Lüſternheit, da-hingegen an Herminien eine ſanfte und angenehme Zärt-lichkeit. Ein jeder dieſer Helden iſt wie die Helden Ho-mers durch beſondere eigene Züge kennbar: Aber, was in der Iliade nicht allzeit zu finden iſt, ein jeder von ih-nen ſpielt hier eine anſtändige Role, und von dieſer Seite ſcheint Taſſo die Kunſt, die er von Homern erlernt hat, zur Vollkommenheit gebracht zu haben. Jedoch eine andere Kunſt, die er von niemand erlernt hat, iſt jene entzückende Weiſe uns eine Theilnehmung für ſeine Hel-den abzuzwingen. Sie iſt jenes nur ihm eigenes Talent die verſchiedene Begebenheiten ſeines Gedichts mit Glimpf aufzuführen, uns aus dem Getümmel des Kriegs in die Ergetzungen der Liebe zu überſetzen, und von der Liebe wieder zurück in den Krieg zu leiten, unſere Empfindlich-keit ſtufenweiſe zu bewegen und immer höher ſteigen zu machen.

Der Stil des Taſſo iſt dem ganzen Laufe ſeines Ge-dichts ſehr klar und zierlich. So oft er ſich in Beſchrei-bungen einläßet, die Kraft und Ernſt erheiſchen, iſt man erſtaunt zu ſehen, wie die natürliche Weiche der italiſchen Sprache ſich plötzlich in Stärke und Höhe verwandelt, und unter ſeinen Händen eine neue Natur annimmt. Man findet zwar in Taſſo hundert Verſe, in denen er ſich erbärmlichen Wiederäſſerungsſprüchen überläßet. Jedoch ich betrachte dieſes Wörterſpiel wie einen Tribut, den ſein großer Geiſt jenem Geſchmacke nicht weigern woll-te, welcher damal anfieng bey ſeiner Nation ſich einzu-ſchleichen.

Ziehet einerſeits die Bewerkſtelligung dieſes Gedichts die allgemeine Bewunderung an ſich, ſo findet man anderſeits darinn verſchiedene Fehler wider die geſunde Urtheilungskraft; von welchen ich glaube, daß ſie in allen Ländern Misbilligung verdienen. Zum Beweis: Die Epiſode der Sophronie und des Olinde in dem Eingange der Handlung iſt allerdings ſchlecht.

Der Dichter führet einen mahometaniſchen Zauberer auf. Derſelbe nennt ſich Iſmeno, und trägt ohne Rückſicht auf die ſtrenge und unverletzliche Geſetze des mahometaniſchen Glaubens ein Bild der Mutter unſers Erlöſers in die vornehmſte Moske, um daſſelbe durch die Kraft ſeiner Zaubereyen zum Unterpfande der Sicherheit der Stadt zu machen, wie vormal das Palladium (Bild der Pallas) ein Unterpfand des Geſchicks von Troja war. In einer Nacht ereignet ſich, daß das Bild entführet wird. Die in Jeruſalem wohnende Chriſten werden des Diebſtals beſchuldigt. Der erzürnte Sultan verdammt ſie ohne Ausnahme zum Tode um durch einen allgemeinen Todſchlag die Strafe des Thäters nicht zu verfehlen. Doch Sophronie eine chriſtliche Jungfrau entſchließet ſich die Rettung aller Chriſten der Stadt auf ſich zu nehmen. Sie tritt vor den Sultan, und erklärt durch eine großmüthige Lüge, daß ſie das Bild entführt habe. Aladin verdammt ſie zur Strafe des Feuers. Olinde ihr Buhler unternimmt die Rettung ihres Lebens durch eine andere heldenmüthige Unwahrheit. Er erkläret, daß er der Thäter ſey, und ſpringt auf den Scheiterhaufen, der für ſeine Geliebte errichtet war. Beede werden zur nämlichen Strafe verdammt, und an den Pfal gebunden: In dem nämlichen Zeitpunkte langt Clorinde aus Perſien an. Der Anblick dieſer zweyen unglücklichen Schlachtopfern rühret ihre Seele zum Mitleid. Sie beſchämt die Zaubereyen des Iſmeno, bittet den Sultan um die Freyſprechung der Verurtheilten und er-

erwirkt ihre Begnadigung. Das Liebespaar gehet von dem Scheiterhauſe in die Kirche, wird da verehligt, und erſcheint von der Stunde an nicht mehr in dem Reſte des Gedichts.

Taſſo hat dieſe Epiſode mit allem poetiſchen Pracht, mit allen Blumen der Dichtkunſt verziert, und das italiſche Wörterſpiel dabey nicht vergeſſen. Er verweilt ſich bey dem Gemählde der Sophronie mit einer Art des Vergnügens und der Ergetzung. Er redet von der Liebe des Olinde mit ſo viel Feuer, er erreget ſo viel Mitleid für ihn und ſie, daß der Leſer nicht weigern kann zu glauben, dieſe beede ſeyen die vornehmſten Perſonen des Gedichts. Er ſelbſt iſt in der Folge erſtaunt, und misvergnügt zu ſehen, daß dieſe mit ſo vielem Fleiß geſchilderte Perſonen den Sachen der Chriſten ſo unnützbar bleiben, als das Mariebild denen Mahometanern iſt. Alle Verſchönerung, die Taſſo auf dieſe Stelle mit Ueberfluß verbreitet hat, dienet zu nichts andern, als den begangenen Fehler kennbarer zu machen.

Die ganze Welt ſtimmet mit den Italiern ein, es könne nichts ſo künſtlich gemahlt werden, als die unbeſtändige Lüſternheit der Armide iſt, nichts könne ſo zärtlich ſeyn, als ihre Liebe, nichts ſo lebhaft, nichts ſo rührend als ihre Klagen. Der Engelländer und der Franzos, obſchon beeder Geſchmack von allen übernatürlichen und auf Zaubereyen gegründeten Sachen ſo ſehr entfernet iſt, müſſen die Zauberey der Armide loben, weil ſie eine Quelle ſo vieler Schönheiten iſt. Uebrigens iſt ja Armide eine Mahometanerinn: und den Chriſten iſt erlaubt zu denken, daß die Ungetaufte unter dem unmittelbaren Einfluße des Teufels ſtehen.

Je=

Jedoch es kann fürwahr von allen Nationen nur der Italier ſeyn, der die unendliche Uebermaaß erdulden mag, zu welcher Taſſo dieſe Art des Wunderbaren getrieben. Zehn chriſtliche Prinzen, die Armide in den Waſſerbehältniſſen ihres Gartens in Fiſche verwandelt, und ein Papagey, der einige von ihm ſelbſt verfaßte Liebslieder ſinget, ſind wahrlich befremdende Dinge für das Auge eines vernünftigen Leſers, obſchon wir durch die Geſchichte der Circe in der Odyſſee voreingenommen ſind, und obſchon wir von Tag zu Tag Papageyen ſehen, die die Stimme der Menſchen nachahmen.

Wir müſſen dem ungeachtet dieſe poetiſche Ausſchweifungen in Rückſicht ſo vieler Schönheiten, womit ſie begleitet ſind, verzeihen.

Die Teufel mögen ihre unumſchränkte Freyheit haben, alle ihre Ränke zu ſpielen; ja der Aberglaube billige ſo übertriebene Erzählungen: Doch bleibet unbegreiflich, wie Perſonen, die mit geſunden Sinnen begabt ſind, einen chriſtlichen Zauberer billigen können, der den Held Renald aus den Händen der mahometaniſchen Zauberer ziehet. Man ſiehet mit Verwunderung in dem Gedichte des Taſſo die Meß, die Beicht, die Litaneyen der Heiligen, und Stücke der Zauberey untereinander gemengt.

Iſt es nicht eine befremdende Fantaſey den Ubald mit ſeinem Geleitsmanne zu einem alten und heiligen Beſchwörer zu ſenden, der beede bis zu dem Mittelpunkte der Erde führet.

Die zween Ritter ſpazieren da an dem Ufer eines Flußes, deſſen Grund mit Edelgeſteinen von jeder Gattung belegt iſt. Von dieſem Orte ſendet man ſie nach Aſkalon zu einem alten Weibe, die ſie unverweilt in einem kleinen Schiffe zu den canariſchen Inſeln hinüberſetzet. Da länden ſie unter göttlichem Schutz, in ihren Händen eine Zauberruthe haltend, an, erfüllen ihr Geſandſchaftsgeſchäfft, und führen den tapfern Renald, deſſen Gegenwart dem ganzen Heere unentbehrlich war, zum chriſtlichen Lager zürück.

Aber, was für eine große Heldenthat war denn Renalden vorbehalten? Er, den eine Zauberey von dem Pick von Tenerif *) bis nach Jeruſalem geführt hatte, war von der göttlichen Vorſicht beſtimmt, etliche alte Bäume eines Walds umzuhauen, welcher von Geſpenſtern beunruhigt war. Die Schilderung dieſes Walds faſſet in ſich das gröſte Wunderbare des Gedichts.

GOtt (in den erſten Geſängen) befiehlt dem Erzengel Michael, daß er die Teufel, die in der Luft ſchwärmen, Ungewitter erregen, und die Donnerkeile zu Begünſtigung der Mahometaner wider die Chriſten treiben, in die Hölle ſtürzen ſolle. Der Erzengel verbietet ihnen mit ernſthaften Worten, ſich in Zukunft in die Sachen der Chriſten zu miſchen. Sie gehorchen ohne Verweilen und verſenken ſich in den Abgrund. Jedoch Iſmeno zwingt ſie wieder heraus zu ſteigen. Sie finden gleich Mittel die Befehle Gottes zu umgehen. Unter dem Vorwande einiger ſophiſtiſchen Verdrehungen eilen ſie jenen Wald in Beſitz zu nehmen, worinn die Chriſten das nöthige Bauholz zu der Zimmerung eines Thurns zu fällen im Begriffe ſtehen. Die Teufel geben ſich eine un-

*) In den Canariſchen Inſeln, vormal die beglückten Inſeln genannt.

unzählbare Menge verſchiedener Geſtalten, um diejenige zu ſchrecken, die die Bäume umzuhauen gekommen ſind. Tankrede findet ſeine geliebte Clorinde in einem Fichtenbaume verſperrt, und von dem Axthiebe, womit er den Stamm des Baums trifft, erbärmlich verletzt. Armide ſchauet aus einem Myrtenbaume hervor, da ſie doch viele Meilen von da in dem Kriegsheere der Aegypter iſt, und es nicht begreiflich wird, wie ſie das Vermögen habe in zwey verſchiedenen Orten zu gleicher Zeit zu ſeyn, obſchon ſie die geſchicklichſte Zauberinn der ganzen Welt iſt. Endlich, was macht der Verzauberung ein Ende? Das Gebet des Eremits Peter und Renaldens Reue über begangene Sünden.

Ich erachte, es werde nicht undienlich ſeyn hier zu zeigen, mit wie viel ſchönerer Farbe Lukan einen ſchier ähnlichen Gegenſtand in ſeiner Pharſale geſchildert habe. Ceſar befiehlt ſeinen Kriegsvölkern, daß ſie einige Bäume in dem geheiligten Walde nächſt Marſilien fällen ſollen, um aus denſelben das nöthige Belagerungsgeräthe und Werkzeuge zu machen. Die Stelle verdienet allerdings, daß man ſie anführe.

Lucus erat longo nunquam violatus ab ævo,
Obſcurum cingens connexis aera ramis,
Et gelidas alte ſummotis ſolibus umbras.
Tunc non ruricolæ Panes, nemorumque potentes
Sylvani, Nymphæque tenent: Sed barbara ritu
Sacra Deum, ſtructæ diris altaribus aræ;
Omnis & humanis luſtrata cruoribus arbos.
Si qua fidem meruit ſuperos mirata vetuſtas,
Illis & volucres metuunt inſiſtere ramis,
Et luſtris recubare feræ: nec ventus in illas
Incubuit ſylvas, excuſſaque nubibus atris
Fulgura; non ullis frondem præbentibus auris,
Arboribus ſuus horror ineſt. Tum plurima nigris
Fontibus unda cadit, ſimulacraque mœſta Deorum
Arte carent, cæſisque extant informia truncis.

Ein Lehrling in der Dichtkunſt hat dieſe Verſe alſo überſetzt.

Nicht ferne iſt ein Wald: den hatte ſelbſt die Zeit
Von ſchädlichem Geſchick und Widerwärtigkeit
Mit ehrfurchtvoller Hand zu ſchonen Sorg getragen:
Man ſiehet ſeine Aeſt bis zu den Wolken ragen,
Sein dicht verflochtnes Laub läßt auch dem Sonnenlicht
Zum feuchten Boden hin den freyen Zutritt nicht.
Es ſchützt vor jeder Wärm die kalte Luſt und Schatten
Die ſich in dieß Gehölz vor ihr geflüchtet hatten.
Der ſchönen Nymphen Schaar, die muthigen Sylvanen
Und die dem Ackerbau ſo ſehr geneigte Panen
Betreten nie den Saum von dieſem düſtern Wald
Als einen ihrer Luſt verhaßten Aufenthalt.
Nur wildem Götzendienſt iſt ſein Bezirk geweihet:
Um ſeinen Mittelpunkt mit Aſche überſtreuet
Stehn denen Furien geheiligte Altär.
Selbſt die Natur miskennt die Lage rings umher.
Sie, die das Menſchenblut befiehlt allzeit zu ſpahren
Sieht jener Menſchen Blut, die da geopfert waren,
An Stamm, an Aſt und Laub verſpritzet und verſchwendt
Und fliehet dieſen Ort, den ſie ein Scheuſal nennt.
Verdient die graue Zeit, da unſre Ahnen lebten
Und für Verwunderung beym Göttername bebten,
Daß unſre klügre Welt ihr glaube was ſie ſagt,
Hat ſich kein Nachtigall auf dieſe Aeſt gewagt.
Nie hat ein wildes Thier ſein Lager da gewählet.
Nie hat der ſtrenge Wind, dem ſich kein Blat verhöhlet,
Dieß gräuelvolle Laub mit ſeinem Hauch beehrt:
Ihm weicht ſogar der Blitz und läßt es unverſehrt.
Man ſieht aus ſchwarzer Quell ein Waſſer ſich ergießen,
Und mit vermehrter Wut den Platz vorüber fließen,
Auf dem in einem Kreis die Götzenbilder ſtehn,
In trauriger Geſtalt abſcheulich anzuſehn.
Die feine Hand der Kunſt hat ſie nicht ausgeſchnitzet.
Sie ſind mit grober Axt aus Stämmen zugeſpitzet,
Unzierlich überhackt von langer Fäule bleich.
Ihr Anblick ſtößt das Aug mit Furcht und Scheu zugleich.

Ipſe ſitus, putrique facit jam robore pallor
Attonitos; non vulgatis ſacrata figuris
Numina ſic metuunt. Tantum terroribus
addit,
Quos metuunt, non noſſe Deos. Jam fama
ferebat
Sæpe cavas motu terræ mugire cavernas,
Et procumbentes iterum conſurgere Taxos
Et non ardentis fulgere incendia ſylvæ
Roboraque amplexos circumfulſiſſe Dracones.
Non illum cultu populi propiore frequen-
tant,
Sed ceſſere Deis. Medio cum Phœbus in
axe eſt
Aut cœlum nox atra tenet. Pavet ipſe Sa-
cerdos
Acceſſus, dominumque timet deprendere
luci.
Hanc jubet immiſſo ſylvam procumbere
ferro.
Nam vicina operi, belloque intacta priori
Inter nudatos ſtabat denſiſſima montes.
Sed fortes tremuere manus, motique ve-
renda
Majeſtate loci, ſi robora ſacra ferirent,
In ſua credebant redituras membra ſecures.

Im-

Der Pöbel, der nicht weis, wie blind die Welt der Alten
Die einſt zu einer Schrift erſonnene Geſtalten
Für ihre Götter hielt, weiht ihnen hier Altär,
Kennt dieſe Bilder nicht, und fürcht ſie deſto mehr.
Das bange Volk erzählt, daß aus der holen Erde
Ein ſchreckbares Geheul ſehr oft gehöret werde,
Wenn durch Erſchüttrung ſich der lockre Boden bricht
Und manch geſtürzter Eyb ſich in die Hohe richt.
Den Wald ſieht manche Nacht in lichten Brand geſetzet.
Doch ihn erblickt der Tag grün dicht und unverletzet.
Oft ſieht des Pöbels Aug mit kalter Schüchternheit
Daß da von einem Baum ein Drache Feuer speyt.
Hier pflegt das Volk von fern die Götter anzubethen.
Sogar der Prieſter ſelbſt fürcht näher hin zu treten;
Er fürchtet auf dem Weeg, den er beginnt zu gehn
Den Herren dieſes Walds von ungefehr zu ſehn.
Auf ſo geweihtem Grund, auf ſo gefürchter Stelle
Will Ceſar, daß man Holz zum Kriegsgeräthe fälle,
Denn alle Berg umher hat ſchon die Noth entkleidt
Nur dieſen ließ ſie ſtets in ſeiner Weſenheit
Er prangt mit Ueberfluß in Mitte kahler Auen:
Er iſt der Werfte nah, wo Ceſars Leute bauen.
Jedoch der Kriegsmann ſtutzt: Des Waldes Majeſtät
Macht, daß das Blut erſtarrt in ſeinen Adern ſteht.
Er glaubt, daß von der Hand des Schutzgotts dieſer Erde
Die Axt auf ſeinen Leib zurückgeprellet werde.

Ceſar

Implicitas magno Cæſar terrore cohortes
Ut vidit, primus raptam vibrare bipennem
Auſus & aeriam ferro proſcindere quercum,
Effatur, merſo violata in robora ferro:
Jam nequis veſtrum dubitet ſubvertere ſyl-
vam,
Credite me feciſſe nefas. Tunc paruit omnis
Imperiis non ſublato ſecura pavore
Turba, ſed expenſa ſuperorum & Cæſaris ira
Procumbunt orni, nodoſa impellitur ilex,
Sylvaque Dodones & fluctibus aptior alnus
Et non plebejos luctus teſtata cupreſſus
Tunc primum poſuere comas, & fronde ca-
rentes
Admiſere diem, propulſaque robore denſo
Suſtinuit ſe ſylva cadens. Gemuere videntes
Gallorum populi; muris ſed clauſa juventus
Exultat, quis enim læſos impune putaret
Eſſe Deos.

Ceſar

Ceſar erblickt die Furcht, die ſeine Leut beſtrickt
Eilt hin, ergreift ein Beil, und hat es ſchon gezückt,
Und fällt mit kühnem Arm die allergrößte Eichen.
Sie ſtürzt, er läßt dieß Beil zum unläugbaren Zeichen
In dem entweihten Stamm ſcharf eingeſenket ſtehn,
Und wendt ſich zu dem Volk das dieſe That geſehn.
Er ſpricht: Nun fürchte ſich nicht einer von euch allen
Durch Schändung dieſes Walds den Göttern zu
misfallen:
Sollt deſſen nützlichs Holz zu fällen Sünde ſeyn,
So iſt, dieß glaubet feſt, die Sünd auf mir allein.
Itzt folgt die ganze Schaar den mächtigen Befehlen
Zwar mit geſicherten doch nicht geſtillten Seelen.
Die Furcht des Götterzorns weicht ungern jener Forcht
Womit ein Kriegesmann dem Fürſt des Heers gehorcht.
Nun wird ein Wildſäch hier, da eine Ilm geſtürzet,
Dort ein Cypreſſenbaum zu Balken abgekürzet,
Hier fället eine Eich zum Sturmbock auserwählt
Und da wird eine Erl zum Waſſerbau gefällt.
So wird zum erſtenmal dieß ſtolze Holz entlaubet.
So wird zum erſtenmal dem Tageslicht erlaubet
In den verdünnten Wald mit Neubegier zu ſehn,
Der fallend noch verſpricht einſt wieder zu erſtehn.
Das Landvolk hört den Sturz und ſeufzet in der Ferne:
Nur die Belagerten ſehn dieſe Thaten gerne;
Sie denken, folgt die Rach der Läſtrung auf dem Fuß,
Daß Ceſar und ſein Heer anitzt verderben muß.

Ich geſtehe, daß die ganze Pharſale dem befreyten Jeruſalem nicht zu vergleichen ſey. Jedoch dieſe beſondere Stelle Lukans erweiſet, wie die ächte Größe eines weſentlichen Heldens über die Größe eines erdichteten Heldens erhaben ſey, und wie hoch ſtarke und beſtehende Gedanken jene Dichtungen überſteigen, die man poetiſche Schönheiten nennet, die aber von Perſonen geſunder Sinnen wie geſchmackloſe und nur die Kinder zu ergetzen fähige Mährlein betrachtet werden.

Man hat in Italien durch eine geraume Zeit gewörtelt, und man wörtelt noch immerfort über den Vorzug des Arioſto und des Taſſo: In allen andern Ländern aber wird Taſſo von geiſtreichen Perſonen beſchuldigt, daß er in gar zu vielen Sachen dem Arioſt ſich verähnlicht habe. Er ſcheint ſeines eignen Fehlers überzeugt geweſen zu ſeyn, und hat ſich ſelbſt nicht hindern können zu fühlen, daß dergleichen lächerliche und die Vernunft ſtoßende Erzählungen, die damal nicht nur in Italien, ſondern ſogar in ganz Europa üblich waren, mit der Ernſthaftigkeit der epiſchen Dichtkunſt unverträglich ſeyen. Um ſich zu rechtfertigen, ließ er ſeinem Werke einen Vorbericht zudrucken, worinn er meldet, daß ſein ganzes Gedicht allegoriſch ſeye.

Das Heer der chriſtlichen Fürſten (ſagt er) iſt ein Bild der Seele und des Leibs. Jeruſalem iſt das Bild der ächten Glückſeligkeit, die man durch unermüdete Arbeit und mit großer Beſchwerniß erwirket. Gottfried iſt die Seele. Tankrede, Renald und die übrigen Kriegsfürſten ſind die Gemüthskräfte. Die gemeine Kriegsknechte ſind die Glieder des Leibs. Die Teufel ſind zugleich bildend und gebildet (figura & figurato). Armide und Iſmeno ſind die Verſuchungen, die unſere Seele bedrängen. Die Zaubereyen und die betrüglichen Bilder des verzauberten Walds bedeuten den Unwerth der unäch-

ten Vernunftſchlüſſen, (falſi ſyllogismi) in welche wir von unſern Leidenſchaften gezogen werden.

Dieſen Schlüſſel reicht uns Taſſo zu ſeinem Gedichte. Er behandelt ſich ſelbſt ſchier nach der Weiſe, wie die Kunſtrichter Homern und Virgil behandeln. Man weis, daß die Herren Schulwitzlinge jenen denkenden Staatsklugen ähnlich ſeyen, welche großen Männern die erhabenſten Einſichten und die wichtigſten Abſichten auch in den gleichgiltigſten Handlungen zumuthen. Taſſo aber gleicht hierinn dem Marſchall von Ranzau; welcher, ſo oft er betrunken war, zu ſagen pflegte, er habe ſich für den Dienſt Sr. Majeſtät des Königs berauſcht.

Wenn einerſeits der Teufel in dem Gedichte des Taſſo die geſchmackloſe Role eines erbärmlichen Gauglers ſpielt, muß man dennoch bekennen, daß andererſeits alles, was die Religion betrifft, mit einer würdigen Majeſtät vorgeſtellt, und wenn ich es ſagen darf, in dem eignen Sinne der Religion angebracht ſey. Der feyerliche Umgang, die Litaneyen und etliche andere Uebungen der römiſchkatholiſchen Religion ſind in dem befreyten Jeruſalem durch verehrungswürdige Bilder geſchildert. So ſtark iſt die Dichtkunſt. Sie erweitert den natürlichen Umkreis jeder Dinge.

Taſſo verdient getadelt zu werden, daß er den böſen Geiſtern die Namen Pluto, Alekto u. ſ. w. gegeben und die Denkungsart des Heydenthums mit den Gedanken des Chriſtenthums vermiſcht habe. Man ſiehet mit Verwunderung, daß der meiſte Theil der Dichter, die in unſerm Weltalter geſchrieben haben, ſich in dieſen Fehler haben fortreißen laſſen. Jene, die ihn zu rechtfertigen unternehmen, ſcheinen in der unbilligen Muthmaaßung zu ſeyn, daß die Teufel und die Hölle, wie die chriſtliche Dichtkunſt ſie ſchildern ſoll, etwas niederträchtiges an ſich haben, welches durch das Vorbild der heydniſchen

niſchen Hölle verſchönert oder geadelt zu werden bedürfe. Aber eben dieſe heydniſche Hölle hat fürwahr nicht ein würdigeres Anſehen, es ſey denn ihr Alter verdiene von uns eine Ehrfurcht. Sind einige, die glauben, daß die Hölle, wie wir ſie ſchildern, der Dichtkunſt nicht ſo bequem ſey als die Hölle Homers und Virgils, weil die Namen Pluto und Tiſiphone dem Ohre gefälliger ſind als die Namen Lucifer und Belzebub, ſo werden ſie doch auch geſtehen, daß jener Dichter, welcher die Namen Michael und Alekto bey einander ſetzet, eben ſo lächerlich ſey als jene italiſche Mahler waren, die die Mutter Gottes mit einem an dem Gurte herabhangenden Roſenkranze gemahlt, an der Zimmerthüre des Königs Herodes zween Schweizer geſchildert, und in der Feldſchlacht des Joſue Kanonen und Flinten angebracht haben.

Milton.

Milton iſt der letzte, der ein epiſch Gedicht geſchrieben hat. Denn ich rede nicht von allen jenen, die auf dieſer Laufbahn vergebens ſich geübt haben. Meine Abſicht iſt nur von der geringen Zahl der Dichtern zu reden, die auf derſelben das Ziel erreicht haben.

Da Milton während ſeiner Jugend in Italien reiſete, ſahe er zu Meyland ein Luſtſpiel, Adam und Eva betitelt, von einem Italier, der ſich Andreino nannte, verfaßt, und der Königinn in Frankreich Marien von Medicis zugeeignet. Der Verfaſſer dieſes Luſtſpiels hatte den Fall des Menſchen zur Grundlage gewählt. Die auftretende Perſonen waren Gott; die Engel, die Teufel, Adam, Eva, die Schlange, der Tod und die ſieben Todſünden. Dieſe für den dramatiſchen Theil der Dicht-

kunſt

kunſt zwar bequeme, aber für den damaligen unächten Geſchmack der italiſchen Schaubühne ſo unbequeme Grundlage war auf eine Weiſe abgehandelt, die dem ausſchweifenden Entwurfe des Verfaſſers gemäß war. Der Auftritt beginnet durch einen Chor der Engel. Einer von ihnen redet ſtatt der übrigen dieſe Worte:

„ Es ſage wer es wolle, die ſieben Planeten ſeyen
„ die ſieben Noten unſerer Tonkunſt, die Zeit ſchla-
„ ge mit Gemeſſenheit den Takt dazu, und die
„ Winde ſeyen die Orgelpfeifen u. ſ. w.

So fangt dieß Luſtſpiel an, und jeder Auftritt bringet einen neuen Ueberfluß von Ausſchweifungen auf die Bühne.

Miltons Blicke drungen durch die Unanſtändigkeit der Bewerkſtelligung bis zu der verborgnen Majeſtät des Gegenſtands hin, welcher, obſchon er für die Schaubühne nicht ſehr geſchicklich war, dennoch zur Grundlage eines epiſchen Gedichts von einem Geiſte, wie Milton hatte, und nur von deſſen Geiſte allein konnte gewählt werden.

Er zog alſo aus einem ſo weit hergeholten Gegenſtande, den erſten Entwurf des ſeltenſten Gedichts, welches die menſchliche Einbildungskraft je unternommen hat, hervor, und bewerkſtelligte es mit großem Erfolge zwanzig Jahr nach dem Tage des Entwurfs. So hat Pythagoras die Erfindung der Tonkunſt dem Getöne einer Eiſenſchmide verdankt. So verdankte in unſerm Weltalter Herr Iſaak Newton den Entwurf ſeines Lehrgebäudes der Schwere eines Apfels, welchen er, da er in ſeinem Garten ſpazierte, von einem Baume herabfallen ſahe.

Wenn der Unterſchied der Denkungsart, der zwiſchen zwoen Nationen iſt, jemal in ſeiner Erbreitung erſchienen iſt, geſchahe es in Betreff des verlohrnen Paradieſes, von Milton verfaßt. Der Franzos lächelt mit einer Gebärde der Verachtung, wenn man ihm ſagt, daß die Engelländer ein epiſch Gedicht haben, welches den Teufel ſchildert, wie er wider Gott ſtreitet, und von Adam und der Eva handelt, welche auf das dringende Zurathen einer Schlange einen verbotnen Apfel eſſen. Gleichwie dieſer Gegenſtand in Frankreich nie ein mehrers als etliche Bände eines Lieds, oder etliche luſtige Reime hervorgebracht hat, wodurch dieſe Nation ſo berühmt iſt, ſo können die Franzoſen nicht begreifen, wie es möglich ſey, von dem, was ein Gegenſtand ihrer Gaſſenliedern iſt, ein Gedicht zu verfaſſen, und man kann ſagen, daß ihr Irrthum hierin Entſchuldigung verdienet. Denn, wenn man erwäget, mit was für einer Freyheit der feineſte Theil ſowohl katholiſcher als proteſtantiſcher Menſchen, obſchon ſie ſonſt für die chriſtliche Religion die tiefeſte Ehrfurcht haben, oft in dem Kreiſe der Geſellſchaft jenes Stück der heiligen Geſchichte aufnehmen, welches von dem Teufel, von der Schlange, von der Gebrechlichkeit unſrer erſten Aeltern, von der Rippe Adams u. ſ. w. handelt, ſo müſſen wir wie ein kühnes Unternehmen die That jenes Dichters betrachten, der dieſe Gegenſtände wählend uns eine Ehrfurcht abzuzwingen denket, nachdem die heiligſten Schriftſteller Mühe haben ſie von unſerer Bösartigkeit zu erhalten.

Was Milton ſo kühn unternahm, hat er mit einer erſtaunlichen Urtheilungskraft, und mit einer Einbildungskraft bewerkſtelligt, aus welcher ungemeine, bisher von niemand erdachte Schönheiten gequollen ſind. Das Fehlerhafte ſcheinet in der unermeßnen dichteriſchen Erfindungskraft gleichſam verſchwunden zu ſeyn. Iſt es nicht etwas, das die Kräfte des menſchlichen Geiſtes überſteiget, ſich erkühnt zu haben von der Erſchaffung zu

reden ohne in einen unleidentlichen Schwulſt zu gerathen; die Lüſternheit und den Vorwitz des Weibs geſchildert zu haben, ohne ſich in das Niederträchtige zu ſtürzen; das Wahrſcheinliche und Vernünftige auf ſolche Dinge getrieben zu haben, die ſo fern von unſerer Kenntniß als von unſerer Geſichtskraft entlegen ſind; mit einem Worte, den Leſer gezwungen zu haben, daß er ſage: „Wenn „Gott, wenn die Engel, wenn Satan redeten, glaube „ich, daß ſie ſo reden würden, wie Milton ſie reden „läſſet.„ Ich geſtehe, daß ich oft bewundert habe, wie unfruchtbar dieſe Grundlage zu ſeyn ſcheine, und wie fruchtbar ſie unter den Händen Miltons ſey.

Das verlohrne Paradies Miltons iſt das einzige Gedicht, in welchem man auf der höchſten Stufe der Vollkommenheit jene Einzelheit findet, die dem Geiſte des Leſers ein Gnüge leiſtet, und worin man zugleich jenen Unterſchied erblicket, der die Einbildungskraft ergetzet. Alle Epiſoden dieſes Gedichts ſind den Straalen ähnlich, die an einem runden Kreiſe eine wie die andere auf den Mittelpunkt zielen. Welcher Nation würde nicht die Unterredung Adams und des Engels gefallen? Wer würde nicht ein Vergnügen bey dem Anblicke jener kühnen Züge fühlen, womit das ſchlaue, unerſchrockne, und unbarmherzige Gemüthsbild des Satans geſchildert iſt? Wer wird nicht beſonders jene Höhe und Weisheit bewundern, womit Milton das oberſte Weſen mahlet, und jene Majeſtät, womit er es reden läſſet. Er ſcheint ein getreues und vollkommnes Abbild der göttlichen Allmacht zu ſchildern, ſo viel es der menſchlichen Schwäche möglich iſt, ſich bis zu derſelben durch den Staub zu erheben, der wie eine Wolke uns von allen Seiten umringt. Die Heyden, die Juden, und einige Chriſten ſchildern Gott, wie einen grauſamen Tyrannen. Gott, wie Milton ihn mahlet, iſt ein Erſchaffer und ein Richter. Aber ſeine Gerechtigkeit iſt ſeiner Güte nicht hinderlich. Seine oberſte Gewalt ſchadet nicht der Freyheit des Menſchen.

Dieß ſind lebhafte Gemählde, die die Seele des Leſers entzücken. In dieſen und andern Stücken übertrifft Milton die Dichter aus den Zeiten des Alterthums in einer ſolchen Höhe, in welcher unſere Religion die heydniſche Fabeln übertrifft.

Er hat aber noch ein unwiderſprechliches Recht auf die allgemeine Bewunderung der Menſchen, da er von dieſem hohen Punkte, wohin er ſich geſchwungen hat, zu der natürlichen Beſchreibung menſchlicher Dingen herabſteiget. Man hat anzumerken, daß in allen andern Gedichten die Liebe wie ein Laſter aufgeführt ſey. Milton allein weis ſie wie eine Tugend auftreten zu laſſen. Die Schilderungen, die er von ihr macht, ſind ungekleidet, wie die Perſonen, die er aufführet, ja ſie ſind, wie ſie, verehrungswürdig. Er hebt mit keuſcher Hand den zarten Schleyer auf, der die Lüſten dieſer Leidenſchaft wider den Anblick decket. Er tünket die Farben ihres Abbilds mit Zärtlichkeit, mit Sanftmuth, mit Feuer, ohne daß jene der Unanſtändigkeit ſich untermiſchet. Der Dichter führet uns in den Garten der Ergetzungen, und läſſet uns den Stand jener unſchuldigen Glückſeligkeit verkoſten, in welchen Adam und Eva durch ſo wenig Zeit verblieben. Er erhebt ſich nicht über die verargte menſchliche Natur, und gleichwie kein Beyſpiel einer ſolchen Liebe iſt, ſo iſt auch kein Beyſpiel einer ſolchen Dichtung.

Ich weis nicht, wie ich es mit der Denkungsart, und dem Geiſte der engelländiſchen Nation reimen ſolle, daß das verlohrne Paradies Miltons durch eine ſo geraume Zeit in Engelland habe unbetrachtet ja ſchier unbekannt ſeyn können. Der Lord Sommers, und der geiſtreiche Lord Aterbury, welcher nach der Zeit Biſchof von Rocheſter wurde, waren die Männer, von welchen, wenn ich ſo reden darf, die Engelländer lernten, dieß Gedichte zu bewundern.

Der Herzog von Buckingham giebt in ſeiner Dichtkunſt dem Spencer den Vorzug. Man leſet in einer Lebensbeſchreibung des Lords von Rocheſter, daß er keinen beſſern Dichter als Cowley gekannt habe.

Noch unbegreiflicher iſt das Urtheil, was Herr Dryden in Betreff Miltons äußert. Er hat einige Verſe verfaßt, worinn er ihn nicht nur dem Homer und Virgil gleich ſetzet, ſondern gar vorziehet.

The force of nature could no further go
To make a third ſhe join'd the former two.

„ Die Kraft der Natur konnte nicht weiter gehen,
„ als beede erſte zu miſchen, um aus ihnen den dritten
„ zu erſchaffen.

Eben dieſer Herr Dryden hat ſeiner Ueberſetzung der Eneide eine Vorrede beygefügt, worinn er den Milton auf die niedrige Stufe eines Chapelain und Le Moine ſetzet, zween der geſchmackloſeſten Dichtern, die je Papier beſchwärzt haben. Dieſe Aenderung der Denkungsart, die ihn bewegt in ſeinen Verſen den Milton ſo ſehr zu erhöhen, und in der ungebundenen Schrift ihn ſo ſehr zu erniedrigen, iſt ein Räthſel, welches ich, da ich ein Fremdling bin, nicht begreiſe.

Mit einem Worte, man kann ſagen, daß Miltons Ruf nie ſo feſten Stand gefaßt habe, als nachdem Herr Addiſon, der beſte Kunſtrichter und zugleich der beſte Schriftſteller ſeines Weltalters die verborgenen Schönheiten des verlohrnen Paradieſes an das Licht geſetzt, und dieſem Werke das Siegel der Unſterblichkeit beygedruckt hat.

Den Schönheiten Miltons nachdenken iſt eine ſo leichte als angenehme Beſchäfftigung. Aber das beobachten, was in jedem andern Lande könnte fehlerhaft genennt werden, iſt ein beſchwerlich und dornigtes Unternehmen. Ich bin ſehr entfernt zu glauben, daß eine Nation ihre Werke als Muſter andern Nationen vorſtellen ſolle. Ich glaube auch nicht, daß Frankreich, da es kein epiſch Gedicht aufweiſen kann, das mindeſte Recht habe für dieſen Theil der Dichtkunſt Regeln vorzuſchreiben. Aber ich bilde mir ein, daß viele Engelländer, die die franzöſiſche Sprache nicht wiſſen, vielleicht nicht abgeneigt ſeyn werden, den Geſchmack Frankreichs in dieſer Gattung zu kennen. Da ſie gar zu wohl erleuchtet ſind, um ſich ihm blinderweiſe nicht zu unterwerfen, beſitzen ſie auch ſo viel Vernunft, um ihn, weil er ein ausländiſcher Geſchmack iſt, nicht zu verachten.

Wenn jede Nation für das Betragen und den Geſchmack ihrer Nachbarn ein wenig mehr Achtung hätte, vielleicht würde aus dieſer Handelſchaft der Gelehrtheit und von dieſem nützlichen Tauſche der Beobachtungen ein allgemeiner guter Geſchmack in ganz Europa erwachſen. Man würde auf der engelländiſchen Schaubühne nicht mehr jene Galgen und Todtenköpfe erblicken, und die Schreibart der Trauerſpielverfaſſern dieſes Lands würde von ihrem Schwulſte und übertriebnen Blumreden zu einer wohlbeurtheilten Nachahmung der Natur ſich hinwenden. Der Franzos würde von dem Engelländer lernen, ſeine Trauerſpiele durch mehr Thätlichkeit zu beleben, ſeine ſehr ausgedehnte Reden enger zuſammenzuziehen, und das Verkürzte mit lebhaftern Geſinnungen wieder zu beſetzen. Der Spanier würde in ſeine Luſtſpiele mehr Gemüthsbilder einführen und nicht allzeit ſich in einer Vermiſchung von verwickelten Liebshändeln, die mehr erdichtet als natürlich ſcheinen, ſich verliehren. Der Italier würde in Betreff des Trauerſpiels den Engelländer in der thätigen Verwickelung der Bege-

benheit nachahmen, in den übrigen Theilen aber die Franzoſen zum Urbilde wählen: In Betreff des Luſtſpiels würde er von Herrn Congreve und vielen andern lernen, das gute komiſche Salz den unweiſen Poſſen vorzuziehen.

In dieſer Abſicht darf ich ſagen, daß kein einziger franzöſiſcher Kunſtrichter dem Milton jene Ausläufe verzeihen könnte, die er zuweilen über die Gränze ſeiner Grundlage waget. Sie haben in ihrem Kreiſe eine Regel, daß ein Dichter in ſeinem Gedichte ſeine Perſon nie aufführen ſolle, und daß ſeine eigne Gedanken und Geſinnungen in dem Munde der Perſonen, die er auf die Bühne führet, ſeyn müſſen. Viele vernünftige Engelländer, und beſonders Herr Addiſon ſind dieſer Meynung. Hier bitte ich um die Erlaubniß eine Anmerkung zu machen, die ich aber zu gleicher Zeit dem Urtheile der Leſer unterwerfe.

Milton bricht den Faden ſeiner Erzählung auf zweyerley Weiſe. Die erſte beſtehet in zwo oder drey Gattungen von Vorreden, die er an den Eingang einiger ſeiner Geſängen ſetzet. In der einen redet er mit weitläuftigen Ausdrücken von der Blindheit, die ihn, wie Homern, ſeiner Augen beraubt hatte. In einer andern vergleicht er die Grundlage ſeines Gedichts mit jener der Iliade, ja er ziehet ſie ſo gar der Grundlage der Iliade und allen andern vor, die bis zu ſeiner Zeit als bequeme Gegenſtände der Epopee ſind betrachtet worden. Demnach verſichert er, daß er ſeinen Flug ſo hoch zu nehmen hoffe, als je einer ſeiner Vorfahren ſich geſchwungen hat, es wäre denn, daß der kalte Luftſtrich von Engelland die Schnelle ſeines Flugs hemmen würde.

Die zweyte Weiſe, wodurch er ſeine Erzählung unterbricht, geſchiehet durch Anmerkungen, die er hie

und da in Betreff einiger großen Zwiſchenfällen, oder wichtigen Umſtänden umher ſtreuet. Von dieſer Gattung iſt jener Ausflug über die Liebe in dem vierten Buche.

Wathever hypocrites auſterely talk
Defaming as impure, what god declares
Pur and commands to ſome, leavs frée to all,
Our Maker bids increaſe, who bids abſtain,
But our deſtroyer foe to God and men?
Hail wedded love.

Ich könnte mich, was den erſten dieſer zween Punkten anbelangt, nicht hindern zu bekennen, daß ein Verfaſſer, welcher von ſeiner Grundlage abweichet, um von ſich ſelbſt zu reden, wegen einer lächerlichen Eigenliebe zu beſchuldigen ſey. Jedoch dieſe menſchliche Schwachheit verdient an Milton entſchuldigt zu werden; ja mir verſchafft ſie eine Ergezung, denn ſie begnügt meinen Vorwitz in Betreff ſeiner Perſon. Da ich den Verfaſſer bewundere, wünſche ich ihn zu kennen, und jener, den alle Leſer zu kennen begierig ſind, ſcheinet Entſchuldigung zu verdienen, daß er von ſich ſelbſt geredet habe. Aber es iſt wahr, daß dieſes ein gefährliches Beyſpiel für einen geringer begabten Geiſt ſey, und zwar ein Beyſpiel, welches nur der glückliche Erfolg rechtfertigen kann.

In Betreff des zweyten Punkts, nämlich in Betreff jener Zügen der Sittenlehre, womit das Gedicht beſäet iſt, bin ich ſehr entfernt zu glauben, daß ſie ein Fehler ſeyen. Ich betrachte ſie vielmehr wie eine große Schönheit. Iſt die Sittenlehre das ächte Ziel der Poeſie, ſo kann ich nicht begreifen, warum man den Dichtern verbieten wolte ihren Beſchreibungen Sprüche der Sittenlehre und nützliche Anmerkungen zu untermiſchen, wenn ſie nur dieſe Tünkung in ihren Farben nicht zur Ueber-

maaß

maaß treiben, und ſie an den gehörigen Orten anbringen, beſonders wenn ihnen jene Perſonen mangeln, durch welche ſie ihre Gedanken ausdrücken ſollten, oder wenn das Gemüthsbild laſterhafter Helden ihnen nicht erlaubet das, was zum Behuf der Tugend geredet werden ſoll, in ihren Mund zu legen.

Erſtaunlich iſt, daß die Kunſtrichter Homern loben, daß er den Ajax mit einem Eſel, welchen kleine Kinder mit Steinwürfen verfolgen, Ulyſſen mit einer Wurſt, und Priams Räthe mit Heuſchrecken verglichen habe. Erſtaunlich iſt, ſage ich, daß ſie mit ſo großer Lebhaftigkeit dieſe ſo wenig richtige, und ſo entfernte Gleichniſſe vertheidigen und die natürliche und edle Ausflüge Miltons, obſchon ſie nie aus dem Kreiſe der Grundlage gehen, dennoch verdammen.

Ich werde hier auf einigen kleinen Fehlern Miltons nicht ſtill ſtehen, die ſich ohnehin dem Auge eines jeden Leſers nicht höhlen. Ich gebe dieſen Namen einigen leichten Widerſprüchen und jenen vervielfachten Andeutungen auf die heydniſche Lehre. Sie verdienen an Milton um ſo weniger entſchuldigt zu werden, als er in dem erſten Geſange ſelbſt geſagt hat, daß dieſe Gottheiten nichts anders geweſen ſeyn als Teufel, die unter verſchiedenen Namen angebetet wurden. Hiedurch hätte er ſich ſelbſt hindern ſollen die Entführung der Proſerpine und die Heyrath der Juno und des Jupiters gleich weſentlichen Geſchichten zu berühren. Ich übergehe mit Stillſchweigen einige kindiſche und übel angebrachte Poſſen, einige geſchmackloſe Spitzfindigkeiten, einige pöbelhafte Ausdrücke, die von der Höhe ſeines Gegenſtands ſo entfernet ſind.

Um weſentliche und der Unterſuchung würdigere Stücke zu beurtheilen darf ich verſichern, daß die Erfindung des Pandämoniums (das iſt der Rathsverſammlung der Teufeln) von Kunſtrichtern, wie ein Boileau

und Racine ſind, ganz und gar würde misbilligt werden.

Das für das Parlament der Teufeln errichtete Gebäude iſt durchaus unnütz, weil der Satan ſie auf offenem Felde zuſammenberufen und ſchon angeredet hat. Die Berathſchlagung war nöthig, der Ort aber, wo ſie geſchehen ſollte, war jedem Leſer ſehr gleichgültig. Der Dichter ſcheinet in dem eine Freude zu finden, daß er ſein Pandämonium nach der doriſchen Bauordnung mit Figuren Vertäflungen und einem goldenen Gibel aufführe. Eine Erfindung von dieſer Gattung wäre eher der närriſchen Einbildungskraft eines P. Le Moine als Miltons ernſthaftem Geiſte ähnlich. Was wird man aber von folgender Dichtung urtheilen? Die Teufel werden Zwerge, um in dem eigens erbauten Rathhauſe ſammentlich Platz und Sitz zu bekommen. War es denn unmöglich ein Gebäude zu errichten, welches genug Raum gehabt hätte ſie in ihren natürlichen Leibgrößen einzunehmen? Dieſe Dichtung iſt einem übertriebenen Mährlein ähnlich. Was die Erfindung noch lächerlicher machet, und den geſunden Sinn empfindlicher ſtößet, iſt dieſes, daß der Satan und ſeine erſte Miniſter ihre ungeheure Rieſengröße behalten, mitlerweile der kleine Pöbel der Teufeln ſich in ſo viel Zwerge verwandelt. Mir deucht, die ächte Regel um das zu entſcheiden, was eigentlich in einem epiſchen Gedichte lächerlich wird, beſtehe darin, daß man erwäge, ob eine Dichtung nicht etwa einen heldenmäßigen Poſſen hervorbringen würde. Nun erkühne ich mich zu ſagen, daß nichts ſeye was dieſer verächtlichen Art der Poſſen ähnlicher wäre als die Verwandlung der Teufeln in Zwerge.

Die Dichtung von dem Tode und der Sünde hat, wie es mir ſcheinet, große Schönheiten und viele Fehler an ſich. Um dieſen Stof kunſtgemäß zu unterſuchen muß man zuvor geſtehen, daß Geiſter, wie der Tod, die Sün-

de, und das Chaos ſind, unerträglich für unſer Auge ſeyn würden, wenn ſie nicht allegoriſch wären. Denn die Dichtung iſt nichts anderes als die verlarvte Wahrheit. Man muß auch zum Grundſatze wählen, daß eine Allegorie kurz, wohlanſtändig und edel ſeyn müſſe. Eine gar zu ſehr ausgedehnte Allegorie kann mit einem ſchönen Weibe verglichen werden, die ihre Larve nie ableget. Die Allegorie iſt eine lange Blumrede: Nun, wer gar zu lang durch Bilder redet, erregt den Langmuth, weil dergleichen Art zu reden der Natur nicht gleichförmig iſt. Man muß aber auch überhaupt geſtehen, daß dergleichen Dichtungen und vorgebildete Weſen für das Gedichte Miltons mehr als für ein jegliches anderes Gedicht geſchicklich waren, weil er nur zwey natürliche Perſonen nämlich den Adam und die Eva aufführen konnte. Der größte Theil der Handlung geſchiehet in einer eingebildeten Welt; darum mußte er die Weſen ſeines Gedichts aus ſeiner Einbildungskraft hervorziehen.

Die Geburt der Sünde, welche aus dem Gehirne des Satans hervorkriechet, ſcheinet eine ſchöne Allegorie zu ſeyn, wenn man ſie auf den Hochmuth, als auf die erſte wider Gott begangne Sünde zurückleitet. Ob ſie aber gebilligt zu werden verdiene, zweifle ich noch, und fürchte, daß ſie nur ein nichtiges Wörterſpiel ſey. Denn, wenn das Wort Sünde in engelländiſcher Sprache männlicher Gattung wäre, wie es in vielen andern Sprachen iſt, würde die Dichtung verſchwunden ſeyn. Jedoch wir wollen durch eine kleine Weile einer gar zu ſtrengen Beurtheilung entſagen, und dem Satan zulaſſen, daß er ein Buhler der Sünde ſey, weil das Wort, wodurch in engelländiſcher Sprache die Sünde benennt wird, für ein weibliches, eben ſo wie das Wort, welches den Tod *) benennet, für ein männliches kann betrachtet werden. Aber wie unrein iſt das Vorbild, was in dieſer Dichtung ſich dem Auge des Leſers darbietet? Auch die Kunſt, womit

*) Man ſagt von dem Worte death ſhe und von ſin he und it.

womit dieß Gemählde aufgeführet wird, und die Klarheit, die Richtigkeit der Allegorie können deſſen Unreinigkeit nicht verdecken. Eine Verwickelung ſo vieler Gräuel, eine Menge ungeheurer Geſpenſter, ſo viele eckelhafte und ſcheusliche Gegenſtände müſſen ein feines Aug beleidigen, und was vor allen andern Dingen misfällt, ſind die Züge dieſer Dichtung, die gar keine Allegorie in ſich faſſen. Das Liebsgeſchäffte des Tods und der Sünde hat nicht die mindeſte Deutung und erregt einen Eckel ohne den mindeſten Nutzen: Wäre aber etwa eine Allegorie darin verdeckt, ſo fällt dennoch der Gräuel des Bilds mehr ins Geſicht, als die Zeichnung der Allegorie.

Mit Bewunderung ſehe ich, daß die Sünde eine Thürhüterinn der Hölle ſey, welche die Pforten des Abgrunds öffnen aber nicht wieder ſchließen kann. Dieß iſt in der That ſchön, weil es wahr iſt. Was für eine Deutung aber hat der Zank des Satans und des Tods? Sie trotzen einander mit abſcheulichen Gebärden, und ſtehen an dem Rande zu ringen.

Die Dichtung des Chaos, der Nacht und der Zwietracht iſt mehr eine Schilderung als eine Allegorie, und ich bin der Meynung, daß ſie Beyfall verdiene, weil ſie Ehrfurcht ohne Abſcheu einpräget. Ich zweifle gar nicht, daß jene Brücke, die der Tod und die Sünde bauen, würde in Frankreich verlacht werden. Die franzöſiſchen Kunſtrichter würden dieſe Dichtung pöbelhaft und unnütz nennen, denn die Seelen der Menſchen, wenn ſie von dem Leibe abgeſondert werden, bedürfen keiner Brücke um in die Hölle zu gehen *).

Eben ſo würden ſie das Paradies der Narren verlachen. Es iſt gewiß, daß die eifrigſten Bewunderer Miltons

*) Dante läßt ſie zu der Hölle reiten.

tons dieſe unweiſe und den Poſſen ähnliche Vorbilder, die der Erfindungskraft Arioſtens würdiger geweſen wären, nicht rechtfertigen könnten.

Schreiten wir zur Unterſuchung der erhabenſten von allen Dichtungen Miltons. So nenne ich den Krieg in dem Himmel. Der Graf von Roſcoumon und Herr Addiſon, deren Urtheil jenes ihrer Landsleute nach ſich ziehet und rechtfertigt, bewundern vornämlich dieſen Theil des Gedichts. Sie bedienen ſich der feinſten Kritik. Sie ſtrecken alle Kräfte ihrer Wohlredenheit an um dieſe Stelle giltig zu machen. Ich kann aber verſichern, daß die von ihnen bewunderte Sachen franzöſiſchen Kunſtrichtern unerträglich ſeyn würden. Vielleicht werde ich dem Leſer eine beſſere Genugthuung leiſten, wenn ich erkläre, worinn ein ſo großer Unterſchied des Geſchmacks beſtehe, und was deſſen eigene Quelle ſey.

Erſtens würden dieſe Kunſtrichter ſagen, daß der Krieg im Himmel, weil er eine eingebildete, und über die Schranken unſerer Natur getriebne Sache iſt, in zwey oder drey Bläter hätte verkürzt, nicht aber durch zwey ganze Geſänge erweitert werden ſollen, denn die Natur hat uns eine Neigung gegeben jene Gegenſtände, die von unſern Sinnen nicht können erreicht werden, von uns abzuwenden.

In Gefolg dieſer Grundſäzen würden ſie behaupten, daß es eine überflüſſige und fruchtloſe Mühe ſeye dem Leſer die Gemüthsbilder der Oberhäupter dieſes Kriegs vorzuſtellen, und die Engel Raphael und Michael einerſeits, die böſe Engel Moloch und Nisroth andrerſeits mit den Farben abzumahlen, womit Homer einen Ajax, Diomed und Hector geſchildert hat.

Denn, was nüzt es dem Auge des Leſers die Bilder ſolcher Geiſter vorzutragen, welche ihm ſo fremd ſind, daß

er auf keine Weiſe an einem derſelben Theil nehmen könne. Wegen der nämlichen Urſache ſcheinen jene weitläufige Reden, die dieſe Helden vor oder in der Feldſchlacht thun, und jene Scheltworte, womit ſie ſich einander trotzen, eine unvernünftige Nachahmung Homers zu ſeyn.

Dieſen Kunſtrichtern würden eben ſo die Engel misfallen, welche mit halben Bergen ſich bewaffnen, die Bäume der Wälder entwurzeln, ganze Felſen abreißen und dieß alles ihren Feinden zum Kopfe werfen. Je mehr eine Erfindung von dieſer Art dem Erhabnen ſich nähert, je niederträchtiger wird ſie; je kindiſcher iſt ſie. Die auf dem himmliſchen Kampfplatze mit Bergen bewaffnete Engel ſind den Dipſoden des Rabelais gar zu ähnlich, welche mit ſteinernen und ſechs Schuh dicken Panzern beharrniſcht waren. Das Geſchütz der Engel iſt nach dem nämlichen Geſchmacke, ja es iſt noch mehr eckelhaft, weil es weniger nützlich iſt.

Was nützen da dergleichen Kriegsmaſchinen, weil ſie den Feind nicht verletzen, und nur denſelben von ſeiner Stelle dringen oder zu Boden ſtürzen können. Fürwahr (man verzeihe mir den Ausdruck) das heiſt Kegel ſpielen. Dinge, die auf der Erde ſo ſchreckbar und ſo groß ſind, werden in dem Himmel ſehr klein und verächtlich.

Ich kann hier einen Widerſpruch nicht umgehen, der in einer Epiſode herrſchet. Gott ſendet die treue Engel ab um die aufrühriſchen Engel zu bezwingen, und zu beſtrafen. „Gehet„ ſagt er, den Engeln Michael und Raphael.

And to the brow of heaven
Pourſuing, drive them out from God and bliſs
Into their place of punishment, the gulph

Of

Of Tartarus, wich ready opens wide
His fiery Chaos, to receive their fall.

„ Verfolgt ſie bis zu den äußerſten Gränzen des Him-
„ mels. Stürzet ſie ferne von Gott und von der
„ Glückſeligkeit in das Ort, welches zu ihrer Strafe
„ beſtimmt iſt, in den Abgrund des Tartars, wel-
„ cher ſeinen Rachen ſchon öffnet um ſie zu verſchlin-
„ gen.

Wie kann es denn nach einem ſo gemeßnen Befehl geſchehen, daß die Feldſchlacht nicht entſcheidend werde? und warum befiehlt Gott dem Engel Gabriel und Raphael das zu thun, was er in der Folge von Gott dem Sohne bewerkſtelligen läßt?

Der Leſer wolle ſelbſt beurtheilen, ob dieſe Anmerkungen bündig oder übel gegründet oder übertrieben ſeyn. Aber geſetzt auch, meine Gedanken ſeyen in dieſem Punkte richtig, ſo müſſen dennoch die ſtrengſten Kunſtrichter geſtehen, daß noch eine genugſame Zahl Vollkommenheiten für Milton übrig bleiben, um allen ſeinen Fehlern das Uebergewicht abzugewinnen. Mir ſey erlaubt dieſen Abſatz durch zwo Anmerkungen zu beſchließen.

Adam, die erſte Perſon und der vornehmſte Held des Gedichts iſt unglücklich. Dieß iſt ein Beweis, daß ein ſehr gutes Gedicht eine unglückliche Begebenheit zur Grundlage wählen könne, obſchon alle Kunſtrichter in gefolg ihrer eingebildeten Regeln es vor den Zeiten Miltons verneint haben.

Zweytens, das verlohrne Paradies hat ein vollbrachtes Ende.

Die

Die Fabel iſt bis zu dem gänzlichen Beſchluße ausgeführt. Milton und Taſſo haben die Vorſorge gehabt ihren Leſern den Ausgang der Begebenheit zu zeigen. Der erſte folget dem Adam und der Eva bis zu dem Zeitpunkte, da ſie aus dem Paradieſe verſtoſſen ſind. Der zweyte endet ſein Gedicht nicht eher als nach der Einnahme Jeruſalems. Homer und Virgil haben einen ganz verſchiedenen Weg gewählt. Die Iliade endet ſich bey dem Tode des Hector und die Eneide bey dem Tode des Turnus.

Der Pöbel der Kunſtrichtern hat ſich ein Geſetz vorgeſchrieben, daß einem Hauſe das Dach nicht müſſe aufgeſetzt werden, weil Homer und Virgil es dem ihrigen nicht aufgeſetzt haben. Hätte aber Homer Troja eingenommen, und hätte Virgil den Eneas mit der Lavinie verehligt, alsdenn würden die Kunſtrichter nicht ermangelt haben, ein ganz anderſt tönendes Geſetze zu ſtiften.

Wenn das gemeine Vergnügen, mein Vaterland den Fremden anzupreiſen, mich rühren könnte, würde ich hier verſuchen einigen unſerer epiſchen Gedichten einen Platz einzuräumen, und ſie in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen. Aber ich muß aufrichtig geſtehen, daß von einer Zahl von mehr als fünfzig, die ich geleſen habe, nicht ein einziges ſey was leidentlich wäre. Alſo an ſtatt, daß ich mit fruchtloſer Mühe einige erbärmliche Gedichte der Franzoſen beurtheile, bin ich gezwungen zu erklären, warum wir nicht ein einziges haben, zu welchem wir uns bekennen dörften. Denn es ſcheinet befremdlich, daß eine Nation, die ſich rühmen kann auf allen übrigen Bahnen der Dichtkunſt das Ziel erreicht zu haben, auf dieſer beſondern Bahn ſich ſelbſt ſo unähnlich ſey.

In dieſem Lande beſchuldigt man die franzöſiſche Sprache einer Unvermögenheit. Man ſagt, ſie habe weder genug Kraft noch genug Majeſtät, um das Erhabene der

epiſchen Dichtkunſt zu erreichen. Ich bin aber überzeugt, daß jede Sprache einen ihr eigenen Geiſt habe, welcher vornämlich von dem Geiſte der Nation, in welcher Munde ſie iſt, gebildet wird, und der dem Gemüthsbilde dieſer Nation bequemet iſt.

Von einer Seite mehr oder weniger Freyheit in der Staatsverfaſſung und in der Religion; mehr oder weniger Freyheit in dem Umgange beeder Geſchlechten; das Beyſpiel und der Einfluß der vornehmſten Schriftſteller, welche mit Erfolg geſchrieben haben, und welche durch ihre Schreibart Urbilder der allgemeinen Nachahmung worden ſind; alle dieſe Beweggründe helfen die Natur einer Sprache beſtimmen. Sie wird dadurch entweder ausgedehnt oder beſchränkt, ſtark oder ſchwach, erhaben oder niederträchtig.

Von einer andern Seite iſt es die Härte einer beträchtlichen Zahl mitlautender Buchſtaben; die Süßigkeit der Vocalen die in einer Sprache herrſchen; die Länge oder Kürze der Worten und mehr andere derley Sachen, welche einer Mundart den Bug geben und Urſache ſind, daß ſie für dieſe oder eine andere Schreibart bequem oder unbequem ſey.

Betrachten wir die weibiſche Weichlichkeit der italiſchen Sprache: Sie wird durch ihre Vocalen und durch die Trägheit der Italier entkräftet, welche ihr Leben mit Forſchung ſolcher Künſten beſchäfftigen, wodurch der menſchliche Geiſt weder geſtärkt noch befeuert wird. Iſt es demnach verwunderlich daß dieſe Sprache die Mundart der Liebe ſey?

Die Freyheit der menſchlichen Geſellſchaft in Frankreich, und die klare und natürliche Weiſe der Ausdrücken machen die franzöſiſche Sprache für den gemeinſchaftlichen Umgang bequem. Die alte Härte der engelländiſchen

diſchen Sprache, die ſich nun in Stärke und Kraft verwandelt hat, ihr Reichthum an Ausdrücken und die verſchiedene Wendungen, die ſie eingelaſſen hat, machen ſie fähig, alles was ſie will, zu unternehmen. Was übrigens den Kräften dieſer Mundart den beträchtlichſten Zuwachs verſchafft hat, iſt nicht nur die Natur der engelländiſchen Staatsverfaſſung, welche den Engelländern erlaubt öffentlich zu reden, ſondern auch die Gewiſſensfreyheit, welche ihnen den Gebrauch der heiligen Schrift und die Sprache der Propheten nicht verwehret. Dieſer Gebrauch iſt Urſache, daß ihre Dichtkunſt jenem Erhabenen ſich nähert, welches in Orient noch bis auf heutigen Tag üblich iſt, und ſchier übernatürlich zu ſeyn ſcheinet. Vor ſechszig oder achtzig Jahren waren alle Reden in dem Parlamente mit Ausdrücken erfüllt, die aus hebräiſchen Schriftſtellern gezogen waren. Aber die herrſchenden Eigenſchaften einer Sprache ziehen nicht den Ausſchluß der übrigen Eigenſchaften nach ſich. Man hat erhabene Werke in italiſcher Sprache geſehen. Einige engelländiſche Dichter haben von der Liebe in annehmlichem Tone geſungen, und Frankreich darf nicht verzweifeln einmal ein epiſch Gedicht hervorzubringen.

Die franzöſiſche Sprache iſt in Corneils Trauerſpielen ſtark und majeſtätiſch. Sie erhebet ſich zu Zeiten über den beſtimmten Strich des Erhabenen, und dieß iſt ein Beweis, daß ihr weder Kraft noch Majeſtät fehle. Ich darf verſichern, daß ſie einen Fehler habe, welcher dieſem Vorwurfe grad entgegen ſtehet. Da ich ihn erkläre, entdecke ich unſer Geheimniß; ſollten ſich auch die Engelländer deſſelben wider uns bedienen. Wir dörfen gemeine Dinge in unſerer epiſchen Poeſie nicht ausdrücken. Der Geiſt unſerer Nation und folglich der Bug unſerer Mundart erlauben uns weder die Beſchreibung eines Pferdzeugs, noch der Räder eines Wagens, noch anderer dieſen ähnlichen Dingen. Wir dörfen zwar das Feldleben überhaupt loben, aber ſeine kleine Um-

ſtän-

ſtände dörfen wir nicht ſchildern. Dieß wird von allen unſern guten Schriftſtellern, die den Geiſt unſerer Sprache genau unterſucht haben, mit Sorge vermieden. Mit einem Worte, wir haben das Unglück, daß wir eine Menge Sachen weder nennen, noch durch Umreden geben können. Herr Pope darf ohne Furcht in der Ueberſetzung Homers einen Held an dem Orte, wo die Gebeine von der Blaſe ſich entfernen, ſcharf verwunden, oder ihn durch die rechte Schulter ſtechen. Er kann nach der Urſchrift ſagen:

The dart pierced a vital part
Full in his face it entered, and betwixt
The noſe, and the eye ball, the proud lician fixt
Craſt'd all his jaws, and cleſt the tongue within,
Till the bright point look'd ou beneath the Chin.

Eine Beſchreibung von dieſer Art würde in Frankreich platt und ſcherzhaft genennt werden. Die Natur öffnet den Engelländern eine weite Laufbahn, dahingegen wir in einem engen Raume beſchränkt ſind, worinn wir nur mit furchtſamen Schritten und mit der größten Behutſamkeit vorſchreiten müſſen.

Dieſer glücklichen Freyheit, der die engelländiſche Nation genießet, hat ſie viele unvergleichliche Ueberſetzungen der Dichtern des Alterthums zu danken, dahingegen die Franzoſen ſowohl den Homer, als Virgil, den Lucrez und Ovid nur in ungebundner Rede haben überſetzen können.

Herr La Motte ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie iſt der einzige von der Zahl verdienſtvoller und berühmter Männer, welcher verſucht hat, die Iliade in Verſe zu überſetzen. Aber er war genöthigt die 24. Bücher Homers in 12. zu beſchränken, die doch nicht ſo viel Verſe in ſich haben als in vier Büchern des griechiſchen Gedichts gezählet werden. Die Iliade Herrn La Motts iſt nur ein Auszug des Originals und noch haben ihn die Franzoſen zu lang gefunden.

Dem ungeachtet, obſchon die Sklaverey und Furchtſamkeit der franzöſiſchen Sprache ſie zu der Ueberſetzung Homers und Virgils unfähig machen, begreife ich nicht, warum dieſes die Nation hindern ſolte auf ihrem eignen Boden ein epiſch Gedicht hervorzubringen.

Ich glaube, daß ein Gedicht gar wohl der mechaniſch und anatomiſchen Beſchreibungen entbehren könne. Wir Franzoſen erheiſchen, daß ein Verfaſſer unſere Leidenſchaften in Bewegung ſetze, daß er die Falten unſerer Seele auseinander lege, daß er die verſchiedene Gebräuche der Völker beſchreibe, daß er die verſchiedene Staatsregeln ausdrücke, die der Unterſchied der Staatsverfaſſungen dem Gemüthsbilde der Menſchen einpräget. Wir verzeihen einem Schriftſteller gern, daß er unterlaſſe wie ein Wundarzt, wie ein Tiſchler, wie ein Zimmermann zu reden, hätte er auch das Talent ſich in all dieſen Künſten meiſterlich auszudrücken.

Der Cardinal von Rez und Graf von Clarendon ſteigen in ihren Denkwürdigkeiten bis zu der entfernten Quelle der bürgerlichen Kriegen hinauf und machen die vollkommenſten Abbildungen jener Menſchen, deren ſchädliche Ehrſucht Frankreich und Engelland oft beunruhigt hat. Aber dieſe zween groſse Schriftſteller verlieren ihre Zeit nicht mit der eckelhaften Beſchreibung einer Wunde, die dieſer oder jener Kriegsbeamte durch die Blaſe

oder

oder einen andern Theil des Leibs bekommen hat. Sie verſchwenden ihre Zeit nicht mit der zierlichen Beſchreibung des Holzes, wovon die Bänke des Parlaments gemacht ſind.

Warum ſollte denn ein epiſcher Dichter in dem Zwange seyn ſich mit Kleinigkeiten zu beſchäfftigen, deren ſich ein edler Geſchichtſchreiber ſchämen würde.

Einige meſſen den Mangel epiſcher Gedichten, den wir leiden, dem Zwange der Reime bey. Sie behaupten, daß jene eingeſchränkte Sätze der Rede, jene Regeln, die in der nämlichen Maaße und in den nämlichen Pauſen ohne Abänderung je eine nach der andern geſetzt werden, das Ohr ermüden und eine unleidentliche Gleichförmigkeit verurſachen. Sie ſagen noch, daß dieſe Tyranney der Reime den Geiſt niederſchlage, und daß ein Dichter, an ſtatt ſich der Reime als einer den Sinnen nützlicher Verzierung zu bedienen ſeine eigene Gedanken dem Joche der Reime dienſtbar mache, und nur für ſie und durch ſie denke.

Sie fügen hinzu, daß die Reime eine gothiſche und barbariſche Erfindung, eine Frucht der ſchweren Einbildungskraft der Mönchen ſey, und ſie geben vor, daß ſo ſchlechtes Baugeräth zu der Errichtung eines ſchönen Gebäudes nicht könne dienlich ſeyn.

Ich geſtehe, daß wir in Frankreich Sklaven der Reime ſeyen, und von dieſer Sklaverey uns nicht erlöſen können. Unſere Trauerſpiele müſſen ohne Ausnahme gereimet werden. Hätten wir keine Reime nicht, würde unſere Dichtkunſt, die ſehr ſtrengen Regeln unterworfen iſt, und weder Wendung noch Ueberſprung geſtattet, nur den Pracht der Schreibart haben, um ſich von der ungebundnen Rede zu unterſcheiden. Unſere Sprache hat nicht jene Hülfsquellen, womit der reimfreye Vers

andere Sprachen begünſtigt. Uns iſt die Reime unentbehrlich, und wer von uns eine Bürde ablegen wollte, die Racine und Boileau mit ſo viel Glorie getragen haben, würde wie ein ſchwacher und unfruchtbarer Verfaſſer betrachtet und von jedermann übel aufgenommen werden.

Man leſe die beſten Schriftſteller eines jeden Lands, woher ſie ſeyn mögen. Man wird jene angegebne langweilige Gleichförmigkeit, worüber man die gereimte Verſe beſchuldigt, nicht finden. Taſſo wird mit Vergnügen geleſen, obſchon alle ſeine Verſe, ja ſchier alle ſeine Sylben ſich mit a, mit e, mit i und mit o enden. Jene irren, welche glauben, daß die Reime eine Erfindung der Mönchen des ſiebenten Jahrhunderts ſey. Alle Nationen, deren Sprachen bekannt ſind, (ich nehme die Griechen und Römer aus) haben gereimte Verſe.

Der Wiederhall der nämlichen Töne iſt eine Art natürlicher Tonkunſt, die dem Gehöre bequemer und durch Regeln leichter zu bezwingen iſt, als jener eigenwillige Werth, jene hinderliche Maaß der Sylben. Es iſt wahr, daß die langen und kurzen Sylben der Römer und Griechen, eine wohlklingende Aenderung des Lauts verſchaffet, welcher durch die Geſchwindigkeit oder Schwere der Worte ungemein dienlich war die ungeſtümen oder ruhigen Bewegungen der Seele auszudrücken. Weil uns aber dieſe Vortheile mangeln, müſſen wir darum den einzigen Vortheil vernächläßigen, den wir beſitzen, und den wir durch nichts erſetzen können? Müſſen wir unſern eignen Boden vernachläßigen, weil der Boden fremder Völker fruchtbarer iſt?

Dieſer abſeitigen Anmerkung über unſere Sprach- und Verskunſt will ich noch beyfügen, daß ein epiſch Gedicht in Frankreich ein gefährlicheres Unternehmen als je in einem andern Lande ſey, nicht nur, weil wir der

Reime unterworfen, ſondern weil unſere Reime und alle andere Theile unſerer Verskunſt an die beſchwerlichſt- und hinderlichſten Regeln gebunden ſind. Unſerer Sprache mangelt nicht die Majeſtät, ſondern die Frey-heit.

Die Sklaverey iſt zu allen Zeiten eine Hinderniß des Ueberfluſſes. Man muß nicht weniger geſtehen, daß unſere Sprache heut zu Tage nicht ſo reich ſey, als ſie ſeyn könnte. Wir haben eine Menge alter nachdrückli-cher Ausdrücke verbannt, und dieſer Verluſt hat die franzöſiſche Sprache ſehr geſchwächt. Die Engelländer haben vielen unſrer alten Wörtern das Bürgerrecht ver-liehen, wie ſie daſſelbe vielen unſerer Landsleute er-theilt haben. So haben ſie auf unſere Unkoſten ihre Sprache und Nation zugleich vermehrt.

Was aber in Frankreich der epiſchen Dichtkunſt am meiſten ſich widerſetzt, iſt der Geiſt unſerer Nation. Uns iſt ſchier nicht möglich in dem Gedichte eine Ma-ſchine zu errichten. Die Götter des Alterthums ſind aus der Welt verbannt, und unſere Religion reicht den Dichtern nicht mit Ueberfluße dar, was deren Stelle er-ſetzen könnte. Die Cherubin und Seraphin, welche in Miltons Gedichte eine ſehr ſchöne Role ſpielen, würden in einem franzöſiſchen Gedichte zu glänzen Beſchwerniß finden. Die Namen Gabriel, Raphael, Michael würden in Gefahr ſtehen von unſern jungen Leuten ver-lacht zu werden. Unſere Heilige dörfen nirgendwo an-ders als in unſerer Legende gerühmt ſeyn. Endlich die beſte Urſache, die ich von dem ſchlechten Erfolge unſrer epiſchen Dichtkunſt geben kann, iſt die Unfähigkeit und die Schwachheit deren, die auf dieſe Laufbahn ſich ge-wagt haben. Dieſem Geſtändniſſe weis ich nichts mehr hinzuzuſetzen.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Versuch über die epische Dichtkunst und epischen Gedichte aller Nationen

Augsburg 1765

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 5699
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274551-5
VD18 14761513-006